

P O L G A R

—

AN DEN RAND
GESCHRIEBEN


A decorative rectangular border with a repeating geometric pattern of interlocking diamonds and lines, surrounding the central text.

William Madison Randall Library

Donated By
Ralph W. Brauer

1998

R



Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation

AN DEN RAND GESCHRIEBEN

ALFRED POLGAR

AN DEN RAND GESCHRIEBEN

1926

ERNST ROWOHLT VERLAG IN BERLIN

GEDRUCKT BEI HERROSÉ & ZIEMSEN GMBH.
IN WITTENBERG (BEZ. HALLE)

FÜNFTES BIS SECHSTES TAUSEND

DAS KIND

NUN DAS KIND ZUR WELT GEKOMMEN IST, haben alle, mit Ausnahme des Neugeborenen, große Freude. Verwandte und Bekannte blicken lächelnd auf das feuerrote, verrunzelte Stückchen Mensch, obzwar es doch eigentlich mehr Gefühl des Mitleids wecken sollte, denn da es ins Leben trat, trat es ja in den Tod, und mit jeder Sekunde, die es sich vom Augenblick seines Anfangs entfernt, nähert es sich dem Augenblick seines Endes. Vor neun Monaten noch unsterblich wie eine ewige Idee, ein göttliches Prinzip, ist es nun schon mittendrin im Sterben, hat von dem Zeitkapital, mit dem es sein Auslangen finden muß, vierundzwanzig Stunden schon verbraucht. »Me genesthai!« sagt der Weise, nicht geboren werden ist das Beste. Aber wer hat schon das Glück? Wem passiert das schon? Unter Hunderttausenden kaum einem.

Das Kind quiekt. Not und Unbehagen sind die ersten, die an die noch verschlossene Tür des Bewußtseins klopfen und das Kind durch ihr Klopfen im Schlafe stören. Schreiend erhebt es Klage, Anklage, daß es da ist. Die Erwachsenen, ausgepichte, eingewöhnte Sträflinge des Lebens, empfangen den Zuwachs mit verlegenem Humor. Heuchlerisch fragen sie: »Na, was iserl denn?«, als ob sie nicht ganz genau wüßten, was es iserlt.

Der Vater fordert das Kind, dem wirklich nicht danach ist, mit singenden Schmeicheltönen auf, zu lachen. Er späht gierig nach diesem Lachen aus,

als nach einem Zeichen, daß das arme Wesen sich mit dem Schicksal, dazusein, abgefunden habe. »Na, so lach' doch, so lach' doch ein bißchen« heißt soviel wie: Zeige doch, daß du mir verzeihst, dich in die üble Gemeinschaft der Lebenden gestoßen zu haben. Vaterliebe ist zum großen Teil Schuldgefühl gegen das Geborene. Aber natürlich ist dieses Gefühl in den Papas bis zur Unmerklichkeit verkapselt, zurückgedrängt vom Schöpferstolz, obgleich ja, an der mütterlichen Leistung gemessen, des Vaters kurze Arbeit zum Werden der Kreatur nicht gar so imponierend ist.

Haust schon eine Seele in dem planvoll organisierten Zellenhäufchen? Waren die lieben Feen schon da, die die Gaben, und die bösen Magier, die die ersten Komplexe bringen? Die kleine Maschine ist in vollem Betrieb; das Herz schlägt, das Blut wandert, die Drüsen sezernieren, die Lungen schaffen Kohlendioxyd ins Freie, und die winzigen Fingerchen, Zinken einer Puppenküchengabel, schließen sich um den Finger des gerührten Onkels. Das Kind greift nach dem, was ihm in die Hand kommt! Siehe, ein Mensch!

Wenn es zum ersten Male die Augen aufschlägt, da vollzieht sich Neugeburt des Alls durch das Neugeborene. Es öffnet der Welt Pforten, durch die sie einzieht, um zu sein. Der Ansturm ist so heftig, daß die zarten Tore immer wieder geschlossen wer-

den. Premièrerummel! Nicht stoßen, alles kommt daran. Nicht drängen, es ist Platz genug.

Auge des Kindes: da blickt eine Welt hinein.

Auge des erwachsenen Menschen: eine Welt blickt da heraus. Darum ist es so trübe wie ein Glas, an dem Millionen Spuren von Getrunkenem haften.

Das Kind schreit ohne Aufhören seinen Protest gegen das Leben, das ihm die Eltern »geschenkt« haben. Doch wenn es zu trinken bekommt, tut es einen ganz zarten Seufzer der Erleichterung, seine Züge entspannen sich, und mit jedem Schlückchen Milch saugt es ein Schlückchen Frieden in sein Antlitz. So wird der Mensch vom Beginn an durch Nahrung bestochen, seine wahre Meinung zu unterdrücken und Ruhe zu geben und herzlich zu sein. Ach wie herzlich ist das Kind! Alles Böse en miniature ist herzlich. Auch die Hölle in Taschenformat und der Teufel, wenn er daumengroß erschiene, mit einem Mauseschwänzchen, wären herzlich.

Die Mutter ruht blaß und erschöpft. Es ist ihr wunderbar zumute, so angenehm leer und so schmerzhaft verlassen, so reich beschenkt und so arg bestohlen, so fein gesegnet und so schmähsch ausgenutzt. Und ihre Seele, die Gott dankt, ist heimlich gewärtig, daß er ihr danke. Darauf hat sie auch Anspruch. Denn der Schöpfer lebt nicht außer in seinen Geschöpfen, und jedes Stück neues Leben, das wird, ist seinem eigenen zugelegt.

Leise geht die Türe auf. Die Mutter wäre gar nicht erstaunt, wenn drei Könige aus Morgenland auf Zehenspitzen hereinkämen. Es ist aber nur der Onkel Poldi.

IM VORÜBERFAHREN

DAS AUTO FÄHRT NICHT RASCH, DREISZIG-Kilometer-Tempo. Einen halben Kilometer also in der Minute.

In solcher Minute macht die Kamera des Auges viele Aufnahmen. Manche lohnten es vielleicht, daß man sie einer Dichterei zum Entwickeln gäbe. Ein halber Kilometer ist lange Zeit, die Minute ein unendlicher Raum, und das Nichtsgeschehen, bis zum Platzen voll von Möglichkeiten des Geschehens, über alle Maßen dramatisch.

Zum Beispiel ist es schon sehr aufregend, wenn sekundenlang kein Tier oder Mensch auf der Landstraße daherkommt, obgleich doch so viele daherkommen könnten. Dieses animalisch Leere des Gesichtsfelds hat etwas, das dein Herz beunruhigt. Erscheinung, die noch nicht da ist, zerrt an der Angel.

Dann taucht plötzlich ein Mann auf am Straßenrand und sieht sich nach dem Auto um, vorbei, vorbei, und die Schnur seines Blicks spannt sich immer straffer, wird immer dünner, reißt endlich ab. Gott weiß, was alles für Ströme durch diese Schnur gelaufen sind!

Ein Hase springt aus dem Feld, will über die Straße: er ist verloren. Im allerletzten Sekunden teilchen kann er den Lauf noch bremsen, für einen Augenblick hält er am Fleck, platt von Todesangst, dann kehrt er um, verschwindet im schützenden Gras. Dort hockt er jetzt, und sein Hasenherz

schlägt gewiß so heftig, als hätte es dem Motor den Takt abgenommen.

Wir überfuhren einmal einen Hasen, es ist schon lange her, aber sein Jammerschrei, als ihn die Kotflügel des Todesengels streiften, hat ein unverwischbares Engramm (Semon: »Die Mneme«) in meinem Organismus hinterlassen. Der Chauffeur stoppte, nahm den Schwerverwundeten bei den Hinterläufen, zerschlug ihm den Kopf am Kilometerstein (auch ein einprägsames Geräusch) und warf den Leichnam in den Werkzeugkasten. Wir übernachteten dann irgendwo, wir, der Herr, die Dame und ich, und des Morgens war mein erster Gang zum Wagen. Als ich, von einem kribbligen Unbehagen gestichelt, um den Werkzeugkasten schlich, kam sie, ganz in der gleichen kleinen, vielleicht nicht ganz lustlosen Not und Nötigung, ans Auto, und obgleich wir unbefangen nur guten Morgen sagten und kein Wort über den Hasen, fühlten wir uns doch einer vom andern ertappt, bei einer Schwäche, einer zweideutigen Empfindsamkeit, einer Heimlichtuerei der Nerven überrascht. Wie zwei Blicke, die sich durchs Schlüsselloch begegnen, beschämt und beschämend! So begann es. Wie alle Liebe und wie die griechische Tragödie: mit einer Schuld, für die man nichts kann.

Auf der Bank, am Flußufer drüben, sitzen zwei Menschen, Mann und Frau, und warten, daß es

Abend wird, und altern. Vielleicht ist er ein schlechter Kerl und sie ein boshaftes, geldgieriges Weib. Vielleicht heißen sie Philemon und Baucis. Vielleicht denken sie was Tiefes, Gottnahes. Vielleicht denken sie gar nichts, bewegen nur mechanisch die Zehen im Stiefel. Ihr Schicksal bekümmert mich nicht, und doch spüre ich wie Versäumnis und Entgang, daß sie mir nur Figuren bedeuten, Püppchen am Straßenrand. Wie sieht das Leben aus, das sie spielen? Möchte die Frau den Mann schon tot haben, oder scheuert ihr der Gedanke an so was das Herz durch? Reift der Krebs in ihrem Unterleib, indes sie denkt: Was koche ich morgen? Das Laub der Bäume zischt, wenn unser Auto vorüberkommt. Sch . . . sch . . . sch . . ., wie die Kinder, wenn sie Eisenbahn machen. Eine kleine Barfüßige läuft dem Wagen nach, bewegt von seiner Bewegung. Sie spielt mit der Schnelligkeit, möchte sie greifen. Hügeloben halten ein paar furchtsame Häuschen, als wären sie vor dem Auto dort hinaufgeflüchtet. Im Weizenfeld steht der Tod mit der Sense, als Bauer verkleidet, und stiert dem eilenden, enteilenden Leben stumpf und teilnahmslos nach. Ein Heuwagen begegnet uns, der Kutscher schläft, aber die Pferde ziehen den Wagen, ohne daß es sie wer geheißen hätte, seitwärts. Sie haben einen leeren, wurschtigen »Im-Dienst«-Ausdruck in ihren Basedow-Augen und blicken gar nicht auf,

da es ihnen ja ohnehin verboten ist, mit den Passanten zu sprechen. Ein Kerl mit Stock spaziert vorüber, ein Wanderer sozusagen, der, wie die Pferde, uns keinen Blick gibt. Es macht den Eindruck, daß er die Menschen nicht leiden mag und Martin heißt. Sein Schritt und seine Haltung sagen: Geh an der Welt vorüber, sie ist nichts. Ach Gott, Martin, wenn du glaubst, daß das jemand imponiert! Die Welt geht an dir vorüber, du bist nichts.

Im Staube liegt eine leere, zerbeulte Sardinenbüchse, silbrig glänzend wie Schuppen des Fisches und besonnte Meereswelle. Trotzdem behauptet der Chauffeur, die Leute legten absichtlich das Zeug auf die Straße, damit die Autoreifen sich daran wund schnitten. Eine Tafel zeigt »Zum Wasserfall«. Wasserfälle liebe ich nicht. Sie haben so was Pathetisches, Geschwollenes. Als wenn die Natur deklamierte.

Auf dem Kurven-Ast jenseits der Wiese läuft ein Auto. Gleich wird es da sein. Sprungbereit spannt sich die Pupille, in der Sekunde des Begegnens möglichst viel Beute zu raffen. Eine Frau sitzt allein im Wagen, schmal und anmutig. Ein staubgrauer Schleier weht wie Rauch aus ihrem Haar, die Züge sind nicht deutlich zu sehen. Aber für die Dauer eines Sekundenteilchens fängt das Auge die Welle ihres Blicks, der nackt ist und voll Geheimnis, ver-

hüllt und schamlos, feindlich und bereit. Gott und Tier funken aus ihm und wecken Hunger in der futtergierigen Seele. O Königin, manchmal hat man die Empfindung, daß unter gewissen Voraussetzungen und Umständen das Leben doch relativ schön sein könnte.

Aber recht, trotzdem, hat natürlich Martin.

JUGEND

ZUFALL FÜHRTE DURCH DIE ALTEN STRASSEN, seit den Tagen der Kindheit nicht mehr begangen. Sie sind arm und häßlich wie vor Jahrzehnten und erfüllt von der gleichen quälenden Geschäftigkeit. Kleinheit, Unmusik, Stumpfsinn der Daseinsmüh' spiegelt sich in ihr. Vielleicht beobachtet eben ein braves Gottkind das Geracker — wie wir den Insekten zusehen im Gräserwald —, und sein Präzeptor sagt ihm: Gehe hin zum Menschen und lerne! All dieser Straßen und Schauplätze frühesten Erlebens hatte ich längst nicht mehr gedacht. Nun steigen mit den alten Kulissen aus Versenkungen des Hirns Szenen und Figuren wieder auf, Klang und Geruch, Stimmen, Gesichter. Tote Welt, blaß hineinschattiert in die lebendige Straße, wird offenbar.

Da ist der alte Kaufmannsladen, und noch steht der Name des Besitzers, der Besitzer war zu meiner Zeit, auf dem Schilde, nur mit einem beigepinselten »vormals«. Mir fällt ein, daß mein Bruder in diesem Laden aus Wut über elterliche Verweigerung irgendwelchen Wunsches tückisch den Hals des Petroleumfasss aufgedreht hatte. Es brach Feindschaft aus zwischen dem Kaufmann und meinem Vater, der Schadenersatz leisten mußte. Beide sind längst tot und wohl schon wieder versöhnt. Der Kommiss hatte das Gesicht voll Blatternarben und hieß Heinrich. Ich sehe ihn die Brotlaibe von dem Wagen abladen, auf dessen Trittbrett hinten

ein Stück mitzufahren meine große Passion war. Die Brotlaibe hatten in der Mitte eine Einbuchtung wie ein Nabel und glänzten rostkastanienbraun. Der Kaufmann kaufte alte Zeitungen, vier Heller gab er für das Kilo oder den Gegenwert in Äpfeln.

Äpfel . . . Gibt es noch den Kaufmannsladen in der Straße?

Nein, den Laden gibt es nicht mehr, aber die Straße zieht, obgleich es ein winterlicher Tag ist, sogleich Sommergefühl aus der Erinnerung: Verfaultes Obst, Hitze und säuerlicher Geruch der Gärung und Fliegen und Melonenschalen in der Straßenrinne. Viele Tröge mit zerquetschten Kirschen, Riesenkörbe voll Aprikosen, die alle eine kranke Wange hatten, Stachelbeeren, denen Teile der Eingeweide außen an der Hülle klebten. Alles so ekelhaft billig, lästig, unter jedem Wert, voll verschämten Bewußtseins, daß es eigentlich weggeschüttet gehöre, mißmutig-verlegen in die Rolle einer Ware sich schickend. Ich stehe in der winterstarren Straße und bekomme Sommerbauchweh. An der Ecke ist noch das Haus, wo mein Vater die Klavierschule hatte. Ich sehe zu den Fenstern hinauf, und leises Mißbehagen beunruhigt das Rückenmark. Irgendwas Widriges, Unkompensiertes, Offenes meldet sich. Plötzlich ist es da: Schlußfeier, bei der mein Bruder und ich vierhändig die »Don Juan«-Ouvertüre spielten. Ich wollte

heute noch, ich könnte es ungeschehen machen. Warum mußte ich damals so kläglich patzen, warum? Mein Herz fragt wieder die vergessene Frage und schmeckt die alte Bitterkeit. Armer Vater! Wenn wir, er im Nebenzimmer, übten, hörte er die falschen Fingersätze und rief die Korrekturen hinein. Ich führte unterm Klavier mit meinem Bruder erbitterte Fußkämpfe ums Pedal. O wie ich ihn haßte! Ich hätte ihm nicht nachgeben, sondern ihn schlagen sollen. Aber so fing es an . . . und so blieb sie, die Beziehung zum Bruder und zum Bruder Mensch. Meine Arme sind lahm von nicht versetzten Schlägen. Ungegebene Prügel klagen geisterhaft im Blute. Die Mutter pflegte, war Zank zwischen den Kindern, jedem heimlich zu sagen: Der Gescheitere gibt nach. Mein Bruder, der der Gescheitere war, verzichtete darauf, es zu sein, und behielt recht.

Auch das Durchhaus mit den drei viereckigen Höfen steht noch. Es war dort eine Fabrik oder Niederlage von Spirituosen und immer ein mildscharfer, wohliger, essenzieller Geruch von gebrannten Wässern, ein Geist, der mit ausgespannten, durchsichtigen Flügeln sich schwebend hielt über den drei viereckigen Höfen. Dieser Geruch war eine der stärksten Erlebnistatsachen meiner Kindheit, stärker als Haß und Liebe. Aber warum es so war, kann ich nicht sagen. Jetzt riecht das Vorstadthaus

ganz gemein nach Vorstadthaus. In Wehmut denke ich des verstorbenen Duftes. Bis auf die feinste Nuance kann ich ihn in der Nase erinnern.

Und da ist das Gymnasium. Ich gehe durch das höllische Tor. Mit größter Heftigkeit, mit beiden Füßen sozusagen, springt der Name des Schuldieners ins Gedächtnis: Kunschner! Nicht wenn es das Leben gegolten hätte, wär' er mir alle die Jahre hindurch eingefallen. Gesichter, Bärte, Augengläser und, sonderbarerweise, Unterschriften von Professoren erscheinen halb und durcheinander, wie auf einem futuristischen Bild. Da ist die kleine Freitreppe, drei Stockwerke hoch, und ich entsinne mich der Sensation, die es bei uns Schülern machte, als wir einmal den Katecheten mit dem jüdischen Religionslehrer in traudem ernstern Gespräch, haltmachend nach jedem zweiten Schritt, die Stufen hinaufsteigen sahen. Gefühlsbetont war die Sensation freilich nur bei den Juden. Im ersten Stock haftet der Blick parsifalisch gebannt lange an der Türaufschrift: Lehrmittelkabinett. Freundlich-schlimme Magie wirkt aus dem Wort. Auch aus der Aufschrift »Sprechzimmer« weht ein erregendes Fluid. Ich möchte hineingehen und mich nach den Lernerfolgen eines Schülers erkundigen. Ob ich die Antwort bekäme: »Der Junge könnte ja, wenn er nur wollte!«? Eigentlich nimmt meine Seele das Wiedersehen mit der Schule in Wurstig-

keit hin. Auch ein Abstecher ins Klosett, liebe Erinnerung an manche Viertelstunde sabotierter Unterrichtszeit weckend, vermag daran nicht viel zu ändern.

Wie ich den Bezirk der alten Straßen verlasse, habe ich so ein gewisses leeres Gefühl. Sympathetische Schrift der Vergangenheit, für Minuten heraufentwickelt, blaßt wieder zurück in ihre Unsichtbarkeit. Dies ist Gesetz: Aller Text muß versickern ins Papier, auf das er geschrieben ward. Zum Ende ist das Papier so leer wie zum Anfang.

Immerhin werde ich jetzt bis zu meiner Tage letztem nicht vergessen, wie der Schuldiener geheißen hat. Er hieß Kutscher. Oder Kürschner? Küttner? Ach Gott, wie hieß er denn nur?

SYNKOPE

DER MANN, DER HINTER DEM SCHLAGWERK der Jazzband sitzt, hält es durchaus mit den Schwächeren. Ein Freund der geringen, der unbetonten Taktteile ist er. Er tut für seine Schützlinge, was er nur kann, schiebt sie in den Vordergrund, rettet sie, mit markigen Schlägen den Rhythmus teilend, wenn sie in diesem untergehen wollen. Etwas Justamentiges, Revolutionäres ist in seinem Getrommel. Gegen den Strich trommelt er.

Sein Schlagwerk hat es sich zum Gesetz gemacht, dem rhythmischen Gesetz nicht zu folgen, dem die brave Geige und das brave Klavier bis zum letzten Hauch von Darm und Metall gehorchen. Es tut, was es will, zigeunert durch die Zeitmaße. Wenn die anderen vier Tempi machen, macht es fünf.

Ich kannte einen Jazzbandspieler, der schlug auf das gespannte Fell sieben Synkopen in den Viervierteltakt und verrührte sie drin, mit Hilfe der kleinen Trommel, wie man ein Ei in die Suppe verrührt. Er hatte eine Hornbrille, sprach das reinste Südamerikanisch, warf die Schlegel in die Luft und klopfte indes, ihr Herabkommen lässig erwartend, seinen Part mit den Füßen. Die Instrumente genügten seinem Klangbedürfnis nicht. Er schlug mit beiden Stäben auf den Klavierrücken, auf den Fußboden, auf den eigenen Kopf, auf das Weinglas; alles ward ihm Trommel, Schallgelegenheit. Er stäubte unregelmäßiges Geräusch von sich, wie ein Hund, der eben aus dem Wasser kommt, Tropfen.

Er schneuzte sich in Synkopen. So entlud er sich, ein Glücklicher, aller Unzufriedenheit, die in ihm war, und förderte doch, ein Musikant, durch seinen Widerspruch die Harmonie, der er diene.

Die Synkope ist Salz und Würze der zeitgerechten Tanzmusik. Uud nicht nur der Tanzmusik. Die Synkope ist ein Symbol unserer widerspenstigen Tage, das Symbol einer aus dem Takt geratenen Welt, die doch nicht aufhören kann und mag, in Brudersphären Wettgesang zu tönen.

Es macht sich allenthalben lebhafte Bewegung zugunsten der unbetonten Takteile merkbar. Die Akzente verschieben sich, schwanken, stürzen.

Die kleinen Leute haben auch schon was mitzureden. Sie behaupten obstinat, daß sie da sind.

Der Rhythmus, nach dem die Himmelskörper kreisen, ist nicht so unverbrüchlich fixiert, wie wir dachten. Die Einsteinsynkope hat ihn auf ziemlich irritierende Weise gelockert.

Die Wissenschaft von der Seele legt auf das vom Bewußtsein nicht Betonte den gewichtigsten Ton. Die Maler nehmen den Akzent vom Sinnfälligen der Erscheinungen fort und legen ihn auf das Wesentliche.

Die Stückeschreiber liefern Stücke mit mehreren beweglichen Schwerpunkten, 'The syncopated drama.

Die Romanschriftsteller lassen die Kapitel unge-

schrieben und schreiben das, was zwischen den Kapiteln steht.

Die Affekte werden, unter Obhut der Psychoanalyse, verschoben. Die Ware wird verschoben. Das Geld wird verschoben. Vom Sinn des Lebens ganz zu schweigen.

In der Hotelhalle sitzen die Damen und duften. Der Akzent des Gewandes ist dort, wo es nicht ist. Der Rhythmus des Kleides wird durch die Betonung der Nacktheit synkopiert.

Frau Goldstein spielt mit Herrn Goldstein taktvoll die Ehepièce. Der Ton aber liegt auf dem Skilehrer mit den eisblauen Augen. Ehen ohne Synkopen gab es vielleicht zur Walzerzeit.

Die Musik der Sphären wird von einer Jazzband besorgt. Und der Mensch muß ganz neue Schritte lernen, wenn er zu ihr mit Grazie tanzen will.

DIE ORANGENSCHALE

AUF DER STRASSE GAB ES ZWISCHEN ZWEI Männern Streit, in dessen Verlauf Worte fielen wie Strolch, Gauner, Tagedieb. Endlich kam auch jener Satz, der in allen Zungen zivilisierter Erde Sprachzeichen von unvergleichlicher Symbolkraft ist für Geringschätzung und jedes Gespräches Knoten so gut löst, wie der große Alexander den Knoten am Wagen des Königs Gordius gelöst hat (333 v. Chr.)

Nachdem dieser erfrischende Satz gefallen war, entfernte sich der eine Streitteil. Der andere konnte nicht folgen, denn er hatte keine Beine.

Diese nicht vorhandenen Beine gehörten einem Bettler, der, an die Hauswand gelehnt, auf der Straße saß und mit seiner fehlenden Beine Arbeit sich Lebensunterhalt erwarb. Er hatte ein cholerisches Temperament. Es empörte ihn, daß der junge Mensch Orangenschalen auf den Gehsteig warf, und er verwies ihm das mit heftigen Worten. So gerieten die beiden in Streit. Ich habe schon erzählt, wie sich der erledigte.

Vor dem aber, der kein Schlüsselloch einer Seele, an das ihn der Zufall führt, undurchlugt lassen kann, steht die Frage: Was denn eigentlich hat den Mann ohne Beine so erbittert? Woher seine Wut über die Orangenschale?

Die allereinfachste Erklärung wäre natürlich, daß die Orange als Symbol der Mutterbrust (kugelförmige Form mit kleiner Ausbuchtung oben) den

Ödipuskomplex des Bettlers in Aufruhr gebracht habe. Gewiß hat er, als Wickelkind Zeuge des Liebeslebens zwischen den Eltern, einmal den Vater gesehen, wie er der Mutter eine Zärtlichkeit erwies, die sich dem Knäblein als Eingriff in seine Säuglingsprivilegien schmerzhaft ins Unbewußtsein brennen mußte, was dann Abscheu gegen runde, saftige Früchte überhaupt zur Folge hatte (Affektverkehrung). Ganz zu schweigen von einer Kreolin mit orangefarbener Haut, die den Knaben in früher Jugend mißbraucht haben mag.

Aber diese Erklärungen wollen wir als zu billig und naheliegend ablehnen.

Vielleicht ist der Vorfall so zu verstehen: Der Bettler ohne Beine — kann sein, daß er deren Verlust der Unachtsamkeit eines Nebenmenschen zu danken hat — will die Beine der Vorübergehenden nicht gefährdet wissen. Seine Menschenliebe heißt ihn das Wegwerfen der Obstschalen rügen. Jedoch das gäbe eine allzu literarische Erklärung. Der unglückliche Krüppel, besorgt, daß die glücklichen andern nicht zu Krüppeln würden . . . das wäre eine Selbstlosigkeitsballade, wie sie im edlen Lesebuch, aber kaum im gemeinen Leben vorkommt.

Ihr Bestechendes hat die Deutung, daß der Mann sich ob der weggeworfenen Schale gar nicht aufgeregt, sondern nur die Gelegenheit wahrgenommen hätte, Monotonie seines Hierseins durch ein wenig

Wortgeplänkel zu unterbrechen. Oder hatte er befürchtet, daß die Orangenschale auf dem Pflaster die Leute nötigen könnte, um seinen Sitzplatz einen kleinen Umweg zu machen? Bettel-Elend hat seine Streuung, in die das Mitleid geraten muß, soll es getroffen werden. Es hat seinen Aktionsradius und will sich den nicht verkürzen lassen.

Daß er die Straßenbeschmutzung peinlich empfunden hätte, die Verunreinigung seines Bureaus und Arbeitsraumes, hat wenig für sich.

Verführerisch hingegen ist die Annahme, den Armen hätte die Orange als Luxussymbol erzürnt, und seine Wut über die weggeworfene Schale wäre nur Ablenkung jenes Zorns in eine andere Affektbahn gewesen. Seine Kränkung stürzte einfach durch die erste beste Türe, die ihr erreichbar, ins Freie. Aber lassen wir die Frage, warum des Bettlers Seele über die Orangenschale strauchelte, offen. Lassen wir den kleinen Vorfall, umblüht von psychologischen, sozialen, ethischen, kosmischen Perspektiven, ungedeutet. Da jedoch dergleichen Anlage um jeden Vorfall gebreitet ist, der sich im Himmel, auf Erden und zwischen ihnen ereignet, scheint die Frage nicht unberechtigt, warum gerade die Geschichte von der Orangenschale geschrieben werden mußte. Ach, was muß denn schon geschrieben werden! Es ist mein literarisches Credo, daß man eigentlich nichts schreiben dürfte, was nicht jeder

Mensch noch eine Stunde vor seinem Tode mit Interesse und Teilnahme lesen könnte. Aber da bliebe nicht viel andere Literatur übrig als die Bibel und der Kurszettel.

Eines wäre noch mitzuteilen, nämlich: daß ich nicht mit voller Sicherheit sagen kann, jener Bettler habe keine Beine gehabt. Es war schon ziemlich dunkel, als sich der Streit ereignete, und um die Orangenschale, den Orangenfresser und den Bettelmann stand eine Menschenmauer. Mir schien, er hätte keine Beine. Vielleicht aber hat er doch welche gehabt, was ich lebhaft wünsche. Für die Sache selbst ist es natürlich ganz gleichgültig, ob er Beine hatte oder nicht. Die Konklusionen sind gesetzt, die Prämissen haben sich ihnen zu fügen. Tun sie's nicht, dann werden sie — alle großen philosophischen Systeme halten es so — zu Hypothesen herabgesetzt, ohne daß sich an ihren Dienstverpflichtungen das Geringste änderte. Es ist wie seinerzeit beim Militär, wenn einer nicht schwören wollte: er wurde doch ganz so behandelt, als ob er geschworen hätte.

ZWEI ALTE HERREN IM GESPRÄCH

IM EISENBAHNWAGEN SITZEN ZWEI ALTE Herren, wie sich aus ihren Reden ergibt, Herr Rappaport und Herr Schwarz. »Meine Frau,« sagt Herr Schwarz, »ist jetzt vom Süden zurückgekommen, ganz braun. Was sage ich braun? Schwarz!« »Allo: Frau Schwarz!« sagt Herr Rappaport mit dem Ton der witzigsten Galanterie. Sein ganzes Gesicht ist eingefettet von Behagen am guten Spaß, von Lust des Charmierens, von Zufriedenheit und Schwerenöterlaune.

Es ist noch ein junger Holländer im Coupé, Geschäftsreisender, der behauptet, die Qualität holländischen Ochsenfleisches sei von keinem Ochsen anderer Nation erreichbar. »Das kommt von der Nahrung«, sagt Schwarz. »Sehen Sie, bei uns z. B. ist das Gänseschmalz weiß. Warum? Weil wir die Gänse mit Mehlnudeln stopfen. In Ungarn ist es aber gelb. Warum? Weil die ungarischen Gänse mit Mais gefüttert werden.«

Hier biegt das Gespräch ab zum Problem der ehelichen Treue, und der alte Rappaport vertritt das Recht des Mannes auf kleine Abenteuer. Aber sie müßten eben kleine Abenteuer bleiben. »Man findet am Weg ein Blümchen, man rupft es ab, man riecht dazu . . . und man wirft es wieder weg!« Beide Herren zünden Virginiazigarren an und blicken sinnend in die Landschaft. Der junge Holländer, zwei gewaltige, rote, gutmütige Pratzten, Finger ineinandergeschränkt, überm Bauch, ist

eingeschlafen. Er hat den Mund offen, und die dicke Zunge kriecht zwischen den Zähnen hervor wie ein Wurm aus seiner Höhle. Sie bewegt sich leise, als wäre sie wach, indes alles andere schläft.

Schlafen heißt Ausschaltung jedes Widerstands gegen die Schwerkraft. Der Kopf sinkt auf die Brust, die Augendeckel klappen zu, das Kinn fällt herab. Wieviel leistet der wache Mensch schon dadurch, daß er wach ist! Wieviel Arbeit, die auch ohne Nebenbeschäftigung reichlichen Anspruch auf Ruhe geben sollte. Das Leben verdient sich den Tod.

Rappaport duselt nur so vor sich hin. Er ist drei- undsechzig Jahre alt, wie er bei der Debatte über eheliche Treue, nicht ohne ein pfiffiges » . . . und dennoch!« in den gefältelten Augenwinkeln, erwähnt hat. Seine Virginia schläft auch, dem Erdmittelpunkt zugewandt, eine kleine Aschenkappe als Schlafhaube übergestülpt, in der ihr Feuerköpfchen schließlich ganz verschwindet. Noch schmeckt dem rüstigen Alten Essen und Rauchen. Aber eines Tages — wie lange noch? — wird er über Schwäche klagen und Übelkeit, und dann wird man der gut verheirateten Tochter telegraphieren. Sie kommt und bringt den kleinen Rudi mit, den der Großvater immer so verzärtelt, daß es eine rührende Schande ist. Das aufgeweckte Kind kann den Blick nicht wenden vom Sauerstoffapparat, an dessen

Schlauchende Grosspapa sich Leben saugt, wie das Kind an der Mutterbrust. Auf dem Friedhof aber wird Herr Schwarz die Witwe am Arm führen und ihr sagen: »Sie dürfen sich Ihrem Schmerz nicht so hingeben. Sie müssen gesund bleiben für Ihre braven Kinder.«

So vergeht die Zeit bis sie vergangen ist.

Oh, Bruder Rappaport, der du hinfährst durch die Landschaft, eingehüllt in Wolken der Verdauung und des Schlags! Du lebst und du wirst sterben. Du bist da und du mußt fort. Beides fühl' ich mit aller Stärke heftigsten Gefühls. Und daneben ist alles andre gleichgültig. Von keiner Reise, führte sie noch so weit, wäre Wertvolleres heimzubringen als solche Gewißheit.

KRANKHEIT

ANFANGS WAR ES NUR EINE UNINTERESSANTE Mandelentzündung. Der Hausarzt drückte mit dem Stiel eines Suppenlöffels die Zunge des Patienten nieder. Er war mit dem Ergebnis der Untersuchung zufrieden: die Halsschmerzen erwiesen sich als objektiv begründet.

Am Abend erschien der Hausarzt wieder. Er hatte eine schwarze Aktentasche mit. In ihr befanden sich: ein Stethoskop, ein paar Haarnadeln, eine kleine Spritze, ein Geduldspiel, ein Stück Apfelstrudel vom Mittag, ein Rezeptblock, eine alte Zigarrenspitze, doppeltkohlensaures Natron, eine Nummer der »Rätselzeitung« und ein Thermometer.

Das Thermometer wurde geschüttelt wie Worcestersauce und in die Achselhöhle des Kranken geklemmt. Dort lag es zehn Minuten, empfing die Temperaturgeständnisse des erregten Blutes. Der Arzt nahm das Thermometer aus der Achselhöhle, hielt es rechts, links, schief, gerade, senkrecht, horizontal, besah es strenge von allen Seiten und erwischte mit verrenktem Genick den Quecksilberfaden bei 38° .

Der Patient fragte beunruhigt: »Herr Doktor, kann das nicht was anderes sein wie Mandelentzündung?« »Nein,« erwiderte der Arzt, »das kann nichts anderes sein. Aber es kann alles mögliche daraus werden.«

»Und glauben Sie, daß etwas Ernstes daraus wird?« Der Doktor erhob sich. »Das kann nur Gott wissen«,

sagte er freundlich. Er steht als Mediziner auf dem Punkt, in dem Wissenschaft und Religion einander schneiden; über dem Glauben an die Autopsie hat er seinen Kinderglauben an Gott nicht verloren.

»Ich bitte um Ihren Puls.«

Eine Minute lang herrschte Stille im Krankenzimmer. Alles hielt den Atem an, um die bedeutungsvolle Konversation zwischen einem Rhythmus und einem Tastgefühl nicht zu stören.

»Gurgeln Sie fleißig!« sagte der Doktor und verstaute sein Thermometer zwischen Apfelstrudel und Geduldspiel.

Die Mutter geleitete den Arzt ins Nebenzimmer und forderte ihre Portion an beruhigenden Worten. Er versicherte in leichtgefügter Rede, es sei zum Pessimismus kein Anlaß, ebensowenig wie zum Optimismus, und für morgen erbitte er sich ein Fläschchen Harn.

Aus der Krankenstube rollte ein langgezogenes Geräusch. Die Mutter flatterte gerührt mit den Wimpern und sagte nicht ohne Stolz: »Wie gut er gurgelt!« In der Tat, Emil gurgelte sehr schön. Es klang wie das melancholische Selbstgespräch einer kleinen Trommel.



Das Fieber stieg. Der Kranke bekam kalte Umschläge, Aspirin und allmählich einen Vollbart. El-

vira, die Freundin, erbot sich, ihn in Schlaf zu singen. »Du kannst mir den Buckel herunterrutschen!« rief er. »Gottlob,« sagte sie leise, »er ist bei klarem Bewußtsein.«

»Herr Doktor,« sagte die Mutter, »ist nicht vielleicht ein Ausschlag vorhanden?«

»Nichts wäre leichter möglich als das«, erwiderte der Arzt mit konziliantem Lächeln.

Infolgedessen appellierte die Familie von diesem einfachen Bürger der allgemeinen Medizin an einen Hofrat der Dermatologie.

Der Professor streifte Menschen und Dinge mit einem kurzen Blick, in dem Schärfe und Leere, prinzipielles Interesse und spezielle Gleichgültigkeit sich sonderbar mengten. Er war ein ernster, ruhiger Herr, durchaus gespannt und gestrafft von Sachlichkeit wie ein Schuh vom Leisten. Dabei sprühte er doch Zeitmangel; und man glaubte das Knirschen der Bremse zu hören, mit der er das Tempo, das in ihm war, taktvoll und energisch mäßigte. Immerhin ritt er eine flotte Diagnose. Er sagte: »Guten Tag, starkes Fieber, konfluierende Röte, Kopfschmerzen, Himbeerzunge, Scharlach, Adieu!«

»Ich beglückwünsche Sie,« sagte der Hausarzt, »daß es Scharlach ist. Es hätte etwas Schlimmeres sein können!« Er entwickelte nun segensvolle Tätigkeit. Mit großem Geschick nagelte er Vorhänge fest,

reparierte den verdorbenen Mechanismus einer kleinen Perolinspritze, schob mit sinnreicher Kräfteersparnis Möbel aus einem Zimmer ins andere, erfand aus dem Stegreif ein neues System der Stubenlüftung und stellte einen mechanischen Glockenzug aus der Küche ins Klosett her.

Es wurde auch eine schöne Tabelle an die Wand gehängt und von Stunde zu Stunde der Fieberkurs notiert. Der Doktor meinte, man könnte vielleicht die Fieberkurve graphisch darstellen, mit roter Tinte in einem schwarzen Liniennetz. Es war aber keine rote Tinte im Hause, und mit schwarzer machte es ihm keinen Spaß.

Am Abend telephonierte Onkel Josef und teilte die ihm bekannten Folgekrankheiten des Scharlachs mit. Nachts klingelte er nochmals an; in seiner Zerstreuung hatte er die Mittelohrentzündung vergessen.

Im Hause des Kranken wurde der Defensivkrieg gegen die Ansteckung organisiert. Lysoform und Formalin bezogen die Wache.

»Nützt es was?« fragte man den Doktor.

»Das ist so«, antwortete er: »Entweder Sie werden den Scharlach bekommen, dann ist alle Vorsicht umsonst, oder Sie werden ihn nicht bekommen, dann können Sie sich auch ruhig zum Kranken ins Bett legen.«



Ach, ihr schönen Rekonvaleszenz-Frühlingstage im Krankenzimmer! Elvira tickt mit blauen, gelben, roten Fäden wunderliche Arabesken auf schwarze Seide und singt sich dazu ein Liedchen aus der »Maritza« oder aus »Tristan«, man weiß das bei ihr nicht so genau. Die Fliege summt, die Tante schnarcht, das Hündchen bellt, die Straße wirft eine Handvoll bunter Geräusche ins Zimmer, und die Luft ist bewegt von allerlei friedevoller Geschäftigkeit. Der Fieberzettel, nicht mehr beschrieben, flattert vergessen an seinem Reißnagel, ein Roman von dazumal, den kein Mensch mehr ansieht, und der doch einst seine Leser mächtig in Spannung hielt. Der Rekonvaleszent liegt ruhig, aber sein Geist ist rege. Stundenlang denkt er nach, was er von seiner Umgebung verlangen könnte, und besonders nachts fallen ihm gute Sachen ein. Im Speisezimmer wird der Boden gebürstet; es klingt wie das Fauchen einer kleinen, fernen Berglokomotive. In der Küche streicht der Hausarzt den Schrank mit gelber Lackfarbe. Er hat eine selbstverfertigte Klappmütze aus Zeitungspapier auf dem Kopf.

»Herr Doktor,« ruft der Kranke, »darf ich heute Kartoffelsalat mit Zwiebel essen?«

»Wenn es Ihnen nichts schadet, dürfen Sie; wenn Sie aber nachher Übelkeiten bekommen, dürfen Sie nicht. Die Medizin, mein Freund, ist nicht allwissend!«

MUZ

MUZ IST EINE KLEINE, SCHMALE PARKETT-tänzerin mit rotblondem Haar und neugierigen Augen. Im Gehen läßt sie die Arme nicht herabhängen, sondern hält sie ein wenig hoch, als hätten sie gar kein Verlangen nach dem Erdmittelpunkt. Vielleicht ist es eine Reminiszenz an Urahnen, die noch Flügel hatten; vielleicht ein Entwurf zu Urnenkeln, die schon Flügel haben werden.

Wäre Muz auf diesem Stern ihm jemals begegnet, sie hätte gewiß einen Stoß zärtlicher Altenberg-Briefe im Schrank. Aber er war schon fort, als sie kam.

Muz hat einen kindischen Mund, dessen Winkel kleine schattige Buchten sind. In sie, nicht weiter, zieht sich ihr Lächeln zurück, wenn sie nicht lächelt. Es sitzt dort, wartet.

Ja, es hat den Anschein, als nähme Muz das Leben auf die leichte Achsel . . . Aber auf welche soll sie es denn sonst nehmen? Sie hat eben keine andere. Wer die Achsel gesehen hat, wird ihre Weltanschauung verstehen. Die Linie der Muz, sanft gezogen über Berglein und Tal, fand sogar der Zeichner Boris tadellos; und Boris war in diesem Punkt, in dieser Linie, sehr anspruchsvoll. Er war ein Priester, der seinem Gott auf die Finger sah und ihm nicht den geringsten Fehler in der Arbeit durchgehen ließ.

Wenn die Schritte der Muz eine Spur hinterließen, wäre der Boden nach dem Tanz mit der zierlichsten

Fußschrift bedeckt. Entzifferte man die, so käme ein ganz kindlicher Text zutage, etwa: »Ich heiße Muz«, oder: »Wer das liest, der ist ein Esel«.

Ohne daß man sähe wo und wie, geht die Musik in die Tanzende über, fließt durch ihren Leib und macht ihn klingen fürs Auge. Der Rhythmus nimmt sie, sie gibt sich ihm, ohne Getue und Geziere, mit allem, was sie zu vergeben hat. Im Tango kommt eine Figur vor, bei der das Bein rückwärts schwingt: wenn die Muz das macht, ist es, als ob ein Lüftchen ihren Fuß nach hinten wehe.

Sie ist nicht eigentlich ein Tanztalent, sagen die Kenner. Aber es kommt beim Tanzen — zumindest mir, dem Zuschauer — gar nicht auf den Tanz an, sondern auf die Offenbarung des Leibes, auf dieses süßesten Instruments Naturklang. Wenn die Muz schlecht tanzt, so tanzt sie doch bezaubernd schlecht; und ich sehe ihr lieber zu als den Weibern, die peinlich gut tanzen.

Das Schönste ist ihre himmlische Gleichgültigkeit. Wie zierliches, vom Finger der Musik bewegtes Spielzeug schwirrt und kreiselt sie über den Boden hin, so herzig gar nicht bei der Sache, die ihre Sache ist. Sie macht ein Gesicht, als traumtanze sie wachend. Ihr Tanz ist Selbstgespräch des Leibes, in das die Seele sich nicht mischt. Die fliegt anderswo, über irgendwas, auf irgendwen.

Die älteren Herren nehmen Unterricht bei Muz,

vergessen, an ihre Lehrerin geschmiegt, der Sklerose, wie der welke König David ihrer vergaß bei der blühenden Abisag aus Sunam. Sie werden ganz jung, und Knabenglanz schimmert in ihrem Auge hinter der Dioptrin. Muz aber, neunzehn Jahre alt, uralt wie Erda, geduldig, weise, teilnahmslos-mütterlich wie die, sagt gähnend zu jedem: »Wie geschickt Sie sich anstellen, also das hab' ich überhaupt noch nicht gesehen!« Der Mann am Klavier spielt zu solcher Tanzstunde einen Shimmy, zu recht geschnitten aus dem Chopinschen Trauermarsch.

Ich habe Armand, den Partner, im Verdacht, daß seine Hand schwer lastet auf der kleinen Muz. Aber am Ende braucht sie das. Wie rasch ist so ein flüchtiges Geschöpf verweht, so eine Leichte fortgetragen vom Wind, der Teufel weiß wohin. Halte sie immerzu fest, Armand! Nicht gar zu fest womöglich.

THERESA

THERESA, DAS HÜBSCHE MÄDCHEN, HAT EINEN Schwarm von Kavalieren um sich. Immer ist Lärm und Gelächter scherzhafter Streitigkeiten zwischen ihr und den Männern. Wenn sie auch Freude an Theresa haben und aus den Balgereien und Puffereien schon ihren kleinen Sexualprofit ziehen mögen . . . es scheint nicht, daß einer Theresa richtig liebe. Sie selbst bleibt kühl, will alle, aber keinen. Der Ingenieur aus Verona legt beide Hände aufs Herz, zittert absichtlich-grotesk mit dem Oberkörper, zieht die geschlossenen Augen hoch und spricht übertrieben: »Oh, Teresina, Sie sein ein 'exe und 'aben mich verzuckt.« (Die Italiener können kein H aussprechen, aber in ihrem südlichen Leichtsinn machen sie sich nichts daraus.) Diesem jungen Mann scheint die Sache mit Teresina die Eingeweide geritzt zu haben. Er legt zu dick Selbstironie auf: es muß ihm darunter was weh tun.

Theresa ist nie in Ruhe. Sie läuft, springt, turnt, entlädt eine Spannung, deren Ursache niemand weiß, in vielen herzigen Exzessen. Ihre Haut ist voll kleiner Kratzwunden, weil sie bequeme Schritte meidet, statt Stufen zu gehen neben den Stufen Kletterwege sucht, Türen verschmäht und lieber durch Fenster steigt, Gitter und Mauern dort übersetzt, wo sie keinen Durchlaß haben. Diesen körperlichen Exaltationen entsprechen Heftigkeiten und Plötzlichkeiten des Geistes, Lachen, das höher steigt als der Anlaß rechtfertigte, und auf seinem Gipfel mit einem

Male platzt und verlischt, Beredsamkeit um des Geräusches, nicht des Sinnes der Worte willen, Lerneifer, der in das zu Lernende, etwa in eine fremde Sprache, tollkühn hineinstürzt, wie einer ins tiefe Wasser springt, damit ihn die Todesangst sofort schwimmen lehre. Theresa hört immer und jedem mit Interesse zu, aber dieses Interesse maskiert eine fürchterliche Gleichgültigkeit. Ihr Hirn muß wohl zerkratzt sein wie ihre Haut. Es ist, als ob in dem Mädchen eine gierige, nicht zu sättigende Unruhe wäre, die immer wieder gefüttert werden muß, soll sie ihm nicht das Herz abessen.

Sie will sich betäuben, ja, diesen Eindruck hat man. Sie will sich entziehen. Ihr Übermut ist verhehlter Untermut. Sie lärmt, um sich nicht zu hören. Was ist denn los mit ihr? Keiner weiß es, und sie selber weiß es auch nicht.

Der Ingenieur heißt Hektor, und so sieht er auch aus. Der ist es! sagen die Leute. Vieles spricht dagegen, vor allem dies, daß Theresa tut, als wäre er's. Eine so gerade Linie aber paßt nicht in ihre Zeichnung. Außerdem ist Hektor ein Kerl. Ein Kerl, braun und stark, dampfend von Bereitschaft, gewissermaßen immer auf dem Hengstensprung. So einen würde Theresa einfach nehmen, wenn sie Lust hätte zur Lust. Sie ist frei, ohne Pflichten und Verantwortungen, mit einer Moral, die, beweglich wie Theresa selbst, sich dem Augenblick und seinen

Launen anschmiegt. Überdies hat sie Geld, kann tun, was sie will.

Manchmal springt sie der Freundin an den Hals und küßt sie, daß die Haare fliegen . . . doch das hiese Theresa unterschätzen. So oberflächlich liegen die Probleme ihrer Tiefe kaum. Eindeutigkeiten, seien sie noch so schief gerichtet, führen nicht zur Pointe dieses komplexen Wesens.

Wie also erklärt sich ihre unfrohe Fröhlichkeit, ihr geschäftiges Alles- und Nichtstun, ihr beständiges Jagen nach keiner Beute, ihre Neugier ins Leere? Genaueste Kenner von Theresas offenem und heimlichem Leben erinnern sich keines Geschehens in diesem, das gleichgewichtstörend hätte wirken können. »Ein Luder«, sagt Hektor in lichten Augenblicken. Aber das ist zu billig und allgemein, das paßt auf jede.

Theresa ist klug, reich, wissend, und ihr Leib begehrenswert. (Wen interessierte denn sonst ihre Seele?) Sie ist der höchst seltene Typ eines außen wie innen vollkommen freien Menschen. Und hier, in dieser Freiheit, steckt vielleicht der Grund ihrer marternden Unrast, der Keim jener seltsamen Melancholie, die sie mit so viel Emsigkeit des Geistes und der Glieder zu verhehlen trachtet. Arme Theresa! Sie schwor die Liebe ab, um ihrer Freiheit willen . . . und merkt nicht, daß sie ihrer eigenen Freiheit so wenig genießen, wie ein Hungriger an

seinem eigenen Fleisch sich sättigen kann. Sie weiß nicht, daß die einzige Freiheit, von der die Frau was hat, die ist, die sie einem anderen nimmt. Wie bezeichnend, daß sie so gern durch Fenster steigt, statt durch Türen zu gehen, daß sie — die nichts bindet — so gern Flucht, Ausbruch, Kampf und Überlistung spielt . . . denn im geheimsten schmachtet sie nach dem Glück des Käfigs. Und wenn sie recht zum Gefühl ihres Freiseins kommen will, muß sie Fessel und Enge imaginieren.

Arme Theresa! Du verlierst dich in der Weite deines Lebens. Du verfließest wie Wasser, das von keiner Form gefaßt wird. Befreie dich von deiner Freiheit! Steig hinab, wenn du zu deinem Gipfel kommen willst! Nimm Hektor und erlöse dich und uns von dem Übel!

FLOCKE

DAS THEATERSTÜCK HATTE FÜNF AKTE, VIER Zwischenakte also.

Er saß auf dem Ecksitz, sie zu seiner Linken und neben ihr ein fremder Herr im Festgewand. Der Herr war glattrasiert und hatte ein Etwas in Wesen und Haltung, ein tu-ne-sais-quoi, einen Kinnchnitt und Wimpernschlag, der die Echtheit seiner Perlenhemdknöpfe verbürgte.

Ecksitze sind angenehm. Sie gewähren nicht nur größere Freiheit des Sitzens, sondern auch des Gehens und Kommens, sie erhöhen das Selbstbewußtsein, sie geben Distinktion, ein Rangplus über gemeinem Publikum. Sie sind erstrebenswert wie Eckstücke von Kuchen. (Aber das gehört nicht zur Sache.) Beim Nachhausegehen geriet das Paar in Streit. Sie wurde böse und ihre Rede Essig. Weltanschauungen stießen widereinander. Im Turm von Babel, den jede Mann-Weib-Beziehung, Steinchen um Steinchen, im Lauf der Jahre baut, brach heillose Sprachverwirrung aus. Urfeindschaft der Aneinandergebundenen demaskierte sich. Sie gingen Seite an Seite, im Abstand eines Dezimeters tausend Meilen weit voneinander.

Um die kleine Spannung aus der Welt zu schaffen, sagte er, scheinbar noch im Schwung der Erzürrtheit: »Dein Kleid ist provokant. Die Leute haben dich angestarrt.«

»Ich habe es bemerkt« — sachte schrumpften die Meilen — erwiderte sie scharf. Es war nicht mehr

die Schärfe des Essigs, sondern die wohlig-gute Schärfe des Kölnischen Wassers.

»Wie der Mensch neben dir dich angeglotzt hat!« Er sagte das nur so, um ihr was Liebes zu sagen, in Geberlaune. »Förmlich betastet hat er dich mit den Augen.«

»Nicht nur mit den Augen . . . Einmal bückte ich mich, um den hinuntergefallenen Theaterzettel aufzuheben . . . da bückte er sich auch und versuchte meine Hand zu streicheln . . . er war überhaupt frech, ich mußte mich ganz schief setzen, um seinem Knie zu entgehen.«

»Warum hast du mir das nicht gesagt?«

»Weil ich keinen Skandal haben wollte.«

Ach die herzige Schwindlerin! Skandal! Als wenn sie den hätte befürchten müssen! Als wenn sie ihren Freund nicht kannte! Ist er der Mensch, einem artigen jungen Mann Artigkeiten übelzunehmen? Ist er nicht selbst einer, der Fräuleins gern alle Höflichkeit erweist? Unterschätzt er das erotische Fluid der Nachbarin? Hat er noch nie, zärtlicher und kurzer Hand, aus dem Stegreif sozusagen, an das Luder in der Dame appelliert . . . und sollte sich nun entrüsten, weil an seine Dame Appell gerichtet ward?

Was erwidert man auf so kindischen Einwand: Angst vor Skandal? Er erwiderte: »Du Süße!« Es ist eine Wendung, der im Gespräch mit der Ge-

liebten eine Rolle zukommt, wie dem Telemachus im Skilauf. Weitergleiten wird verhindert. Abgründe, das Gespräch umlauernd, sind um ihr Opfer betrogen.

Nachts aber fiel ihm etwas ein.

Nachts, im Übergang vom Wachen zum Schlaf, werden seinem Hirn immer die besten Erleuchtungen.

Nachts also fiel ihm ein, daß er zum Thema vom zudringlichen Nachbar noch zu fragen hätte: »Apropos . . . warum hast du denn nicht mit mir den Platz getauscht, wenn der Mann dich belästigte? Es waren ja vier Zwischenakte?«

Das fragte er also beim nächsten Wiedersehen.

Sie antwortete: »Was hätte ich denn als Grund für das Verlangen nach Platztausch angeben sollen?«

»Nun, etwa, daß du von deinem Sitz keinen guten Blick auf die Bühne hast . . . oder irgend sonst was . . .«

Da sprach sie die gewichtigen Worte: »Ich kann nicht lügen.«

Dieser Satz traf ihn ins Herz. Er glaubte ja gewiß nicht, daß sie unfähig sei, zu lügen; aber die Vorstellung, wie es wäre, wenn es so wäre, bemächtigte sich seiner Seele und füllte sie mit Mitleid bis zum Rande. Der Gedanke, daß sie nicht lügen könne, wirkte auf ihn wie eine Angstvision, etwa als ob er sie ohnmächtig auf den Schienen liegen sähe und der

Schnellzug brause heran. Ein tiefes Verlangen, Hilfe zu leisten, zu schützen, den Schirm seiner Zärtlichkeit über das Haupt der kleinen, wehrlosen, preisgegebenen Frau zu spannen, überkam ihn. Oh, er ertrug den Gedanken nicht, daß sie nicht lügen könne! Die Schöpfung hat ja vielerlei unzulänglich zum Daseinskampf gerüstete Lebewesen erfunden; aber einen Fisch, der nicht schwimmen kann, hat nicht einmal ihre phantasievolle Grausamkeit sich geleistet. »Ich kann nicht lügen«, das klang, wie wenn sie sagte: »Ich habe kein Obdach« oder: »Ach, kein Stückchen Brot!« Herzzerreißend. Und kann sie denn lügen? Sie kann es so wenig, wie Tier und Pflanze es können. Hilflos sind die kleinen Listen ihres Verstands wider die triumphierende Wahrheit ihres Bluts und ihrer Nerven. Aber die dummen Männer werden wild, wenn sie dem Weib auf seine Unlüge draufkommen, wenn sie es bei seiner Wahrheit ertappen.

Er war sehr ergriffen und gab ihr sanfte Worte. Auch sie wurde weich. »Also das mit dem Mann im Theater ist ja gar nicht wahr,« sprach sie, »ich habe es nur erfunden, um dich zu ärgern.«

»Ich habe es auch nicht eine Sekunde lang geglaubt.«

»Jetzt lügst du«, sagte sie. »Was bist du doch für ein durchtriebener Lügner! Immer diese pathologische Bemühung, nur ja nicht der Dumme zu sein!«

»Und bin es doch immer.«

»Du bist es, weiß Gott. Ich sage es dir ja nicht gern, aber ich kann nicht lügen . . .«

Sie war so leicht und zart, daß er sie »Flocke« nannte. Wenn ich blase, fliegt sie fort, dachte er. Darum hielt er auch in ihrer Gegenwart immer den Atem an.

DIE HANDSCHUHE

AUF DEM WALDSPAZIERGANG SAGTE DIE FRAU plötzlich, daß sie auch einen Stock haben wolle. »Nichts leichter als das,« erwiderte der Mann, »einen Augenblick.« Er legte seine Handschuhe auf den Boden und verfertigte aus einem abgebrochenen Zweig eine Art Spazierstock für die Frau. Dann gingen sie weiter, und als sie müde waren, legten sie sich ins Gras. Da bemerkte der Mann, daß ihm seine Handschuhe fehlten. »Sie müssen noch dort liegen, wo ich dir den Stock gemacht habe«, sagte er; »ich hole sie. Gleich bin ich wieder da.« Er ging nun den Weg zurück, den sie gekommen waren, und überdachte hierbei, gewohnt, »Fehlleistungen« zu deuten, was es mit dem Vergessen der Handschuhe für Bewandtnis haben möge. Sie waren ein Geschenk der Frau; also nichts wahrscheinlicher, als daß sich in ihrem Verlieren der heimliche Wunsch kundgegeben hatte, die Frau irgendwo liegen zu lassen. Indem der Mann diesen Gedanken durchkaute, schritt er über den Platz, wo die Handschuhe lagen, ohne sie zu sehen, hinweg und fast bis zum Ausgangspunkt des Spaziergangs zurück.

Unterdessen hatte die Frau, besorgt, wo ihr Begleiter so lange bleibe, sich aufgemacht, ging selbst den Weg, auf dem sie dem Wiederkehrenden begegnen mußte — es kam kein anderer Weg in Frage —, zurück und fand die Handschuhe dort, wo er sie hätte finden müssen. Das konnte sie sich nun ganz und

gar nicht erklären. War dem Manne was geschehen? In diesem friedlichen, harmlosen, von der Vormittagssonne durchhellten Wald? Hatte er den Weg verfehlt? Auf dieser breiten, nicht zu verfehlenden Promenade? Da sie sich den Vorfall nicht erklären konnte, bekam sie, wie das schon zu sein pflegt bei gebildeten Frauen, einen rechten Zorn auf den Mann und pumpte sich mit Ärger so ganz voll, daß sie, als sie des Daherkommenden ansichtig wurde, rief: »Also, das ist eine Gemeinheit von dir!« und ihm die Handschuhe vor die Füße warf.

Nun muß man wissen, daß der Mann, wie er so, in süße Träumereien versponnen, sich plötzlich am Ausgangspunkt des Spaziergangs sah — von einem rechten Schreck befallen, die Frau könnte seinet halben sich ängstigen —, den Weg, ohne weiter nach den Handschuhen zu suchen, zurückgelaufen war. Atemlos, erhitzt, zärtliche Worte, zum Herabfallen bereit, auf der Lippe, auf dem äußersten Rand der Lippe schon, so kam er an: da traf ihn die »Gemeinheit!« Er schwankte ein wenig, betäubt durch das ganz und gar Unerwartete, dann hob er mechanisch die Handschuhe auf, spuckte den zärtlichen Rest, der ihn auf den Lippen (wie ein von der Zigarette dort gebliebener Tabakfaden) genierte, fort und wandte sich, Richtung nach Hause. Sie ihm nach: »Jetzt bist natürlich du wieder böse..., und ich vergehe seit zwei Stunden vor Angst.« »Vor

einer dreiviertel Stunde sind wir vom Hause weggegangen«, sagte er schlicht. »Also, mir kam es länger vor als zwei Stunden. Wo warst du denn?«

»Ich habe eine entzückende Blondine getroffen und sie ein wenig vergewaltigt . . . Übrigens, wieviel Trinkgeld, meinst du, soll ich dem Portier geben?«

»Du hast eine Art, wenn dir ein Thema unangenehm ist, von ihm wegzugehen, die aufreizend ist«, rief sie, »die Handschuhe . . .« »Wo waren sie denn?« »Genau dort, wo du sie hingelegt hast.« »Komisch, ich habe sie nicht bemerkt.« »Komisch nennst du das? Ich nenne es stupid.«

Hierbei gingen sie eben über eine kleine Brücke, unter der Wasser floß, und er warf die Handschuhe hinein. Diese für seine Verhältnisse leidenschaftliche Tat erschreckte die Frau so, daß sie liebevoll den Arm des Mannes nahm und lispelte: »Muschi-puschi!« Nach einigem Schweigen setzte sie hinzu: »Wie boshaft du doch sein kannst! Warum sprichst du nicht? Warum zankst du nicht mit mir, wenn du böse bist? Warum haust du mir nicht eine herunter?«

»Ich will dir das erklären«, sagte der Mann. »Wenn ich dir eine Ohrfeige gebe — tatsächlich oder metaphorisch —, so brennt meine Wange, und ich fühle mich geschlagen und gedemütigt. Wenn ich dir in der Wut was sage, um dich zu kränken, so empfinde ich meine Wut und deine Kränkung dazu,

bin also doppelt übel dran. Ich kann dir nichts tun, ohne es mir zu tun. Vielleicht ist das Liebe, vielleicht Schwäche. Wenn ich nur einmal darauf käme, wie ich es machen soll, dir Schmerz zuzufügen, der mich nicht schmerzte. Ich glaube, die meisten Männer bringen ihre Frauen nur deshalb nicht um, weil sie sie zu lieb haben! Und dann hast du mir ja das mit meinem Zartgefühl eingeredet. Du hast mir beigebracht, wenn ein guter, zarter, feiner Mensch wie ich ‚Nicht doch!‘ sage, sei das schon so wie von einem anderen ein Stoß in den Magen, und lächle ich kühl, so ist das in meiner subtilen Affektsprache schon eine unerhörte Brutalität. Also halte ich mich natürlich zurück, denn ich kann nicht riskieren, daß du, wenn ich dir ‚Dumme Gans‘ sage, gemordet umfällst. Ferner dein Temperament. Es kommt vor, daß du nach einem Streit auf der Gasse dich umdrehst und fortläufst. Himmel, was stehe ich da für Ängste aus! Nicht vielleicht, weil ich fürchte, du wirfst dich unter ein Auto, sondern weil ich fürchte, du gerätst unter eines, das du, ganz mit deiner Bosheit beschäftigt, übersiehst. Oh, dein Temperament! Ich habe gar keine Angst, daß du, wenn es entfesselt ist, dir was tuft; aber ich habe Angst, daß dir dann was geschieht. Der Zufall ist immer gegen mich, und die heimlichen bösen Wünsche, die man so im Ärger hat, kommen auch in Betracht. Ich will dir jetzt etwas

Furchtbares gestehn: Dich habe ich heute ins Wasser geworfen, nicht die Handschuhe.«

Pause.

»Schön waren sie ja ohnehin nicht mehr«, sagte die Frau. »Ich kaufe dir morgen ein Paar neue, Muschipuschi.«

THEORIE DES «CAFÉ CENTRAL».

DAS CAFÉ CENTRAL IST NÄMLICH KEIN CAFÉ-
haus wie andere Caféhäuser, sondern eine Welt-
anschauung, und zwar eine, deren innerster Inhalt es
ist, die Welt nicht anzuschauen. Was sieht man schon?
Doch davon später. So viel steht erfahrungsgemäß
fest, daß keiner im Centralist, in dem nicht ein Stück
Central wäre, das heißt, in dessen Ich-Spektrum
nicht die Centralfarbe vorkäme, eine Mischung aus
Aschgrau und Ultra-Stagelgrün. Ob der Ort sich
dem Menschen, der Mensch dem Ort angeglichen
hat, das ist strittig. Ich vermute Wechselwirkung.
»Nicht du bist in dem Ort, der Ort, der ist in dir«,
sagt der Cherubinische Wandersmann.

Wenn man alle Anekdoten, die von diesem Kaffee-
haus erzählt werden, zerstampft, in die Retorte
gibt und vergast, wird sich ein trübes, irisierendes,
leicht nach Ammoniak riechendes Gas entwickeln:
die sogenannte Luft des Café Central. Sie bestimmt
das geistige Klima dieses Raumes, ein ganz be-
sonderes Klima, in dem das Lebensunfähige, und
nur dieses, bei voller Wahrung seiner Lebensun-
fähigkeit gedeiht. Hier entwickelt Ohnmacht die
ihr eigentümlichsten Kräfte, Früchte der Unfrucht-
barkeit reifen, und jeder Nichtbesitz verzinst sich.
Ganz erfassen wird das ja nur ein richtiger Cen-
tralist, der, ist sein Kaffeehaus gesperret, die Emp-
findung hat, ins rauhe Leben hinausgestoßen zu
sein, preisgegeben den wilden Zufällen, Anomalien
und Grausamkeiten der Fremde.

Das Café Central liegt unter dem wunden Scheitelpunkt grad am Meridian der Einsamkeit. Seine Bewohner sind größtenteils Leute, deren Menschensein so heftig ist wie ihr Verlangen nach Menschen, die allein sein wollen, aber diese Gesellschaft brauchen. Ihre Innenwelt bedarf einer Schicht Außenwelt als abgrenzendes Material, ihre schwankenden Einzelstimmen können der Stille des Chans nicht entbehren. Es sind unklare Naturen, nämlich verloren ohne die Sicherheiten, die das Gefühl gibt. Teilchen eines Ganzen, dessen Ton und Farbe sie nicht bestimmen zu sein. Der Centralist ist ein Mensch, dem Familie, Beruf, Partei solches Gefühl nicht geben. Inoffiziell springt da das Caféhaus als Ersatztotalität ein, lädt zum Untertauchen und Zerbrechen. Verständlich also, daß vor allem Frauen, die es niemals allein sein können, sondern hiermit mindestens noch einen brauchen, eine Schwäche für das Café Central haben. Es ist ein Ort für Leute, die um ihre Bestimmung zu verlassen und verlassen zu werden, wissen, aber nicht die Nervenmittel haben, dieser Bestimmung nachzuleben. Es ist ein weiches Asyl für Menschen, die die Best notzuliegen müssen, um von ihr nicht totgeschlagen zu werden. Es ist der trante Hund derer, denen der trante Hund ein Grusel ist, die Taubheit der Ethelente und Liebespaare vor dem Schrecken des ungetrübten Selbsterlebens, eine Rettungsstation für Verwirrte, die

dort ihr Lebtage auf der Suche nach sich und ihr Lebtage auf der Flucht vor sich, ihr fliehendes Ich Teil hinter Zeitungspapier, oder Gesprächen und Spielkarten verstecken und das Verfolger Ich in die Rolle des Knechtz drängen, der das Maul zu halten hat.

Das Café Central stellt also eine Art Organisation der Desorganisierten dar.

In diesem geeigneten Raum wird jedem halbwegs unbestimmten Menschen Persönlichkeit kreditiert — er kann, bleibt er nur im Weichbilde des Café hauses, mit diesem Kredit seine sämtlichen moralischen Speisen bestreiten — und jedem, der Verachtung bezeugt vor dem Gelde der anderen, die Unbürgerkrone aufgesetzt.

Der Centralist lebt parasitär auf der Anekdote, die von ihm umläuft. Sie ist das Hauptstück, das Wesentliche. Alles übrige, die Tatsachen seiner Existenz, sind Kleingedrucktes, Hinzugefügtes, Hinzuerfordertes, das auch wegbleiben kann.

Die Gäste des Café Central kennen, lieben und geringschätzen einander. Auch die, die keinerlei Beziehung verknüpft, empfinden diese Nichtbeziehung als Beziehung, selbst gegenseitiger Widerwille hat im Café Central Bindekraft, anerkennt und übt eine Art freimaurerischer Solidarität. Jeder weiß von jedem. Das Café Central ist ein Provinznest im Schoß der Großstadt, dampfend von Klatsch, Neu-

gier und Médisance So wie die Stammgäste in diesem Caféhaus, mögen, denke ich, die Fische im Aquarium leben, immer in engsten Kreisen umeinander, immer ohne Ziel geschäftig, die schiefe Lichtbrechung ihres Mediums zu mancherlei Kurzweil nützend, immer voll Erwartung, aber auch voll Sorge, daß einmal was Neues in den gläsernen Bottich fallen könnte, auf ihrem künstlichen Miniaturmeeresgrund mit ernster Miene »Meer« spielend, und ganz verloren, wenn, Gott soll hüten, das Aquarium in ein Bankhaus verwandelt würde.

Irgendwelche Scheu oder Heimlichkeit haben die Centrafische, die so viele Stunden ihres Lebens die gleichen paar Kubikmeter Atemraum teilen, natürlich nicht mehr. Der richtige Centralist führt das Privatleben der andern und treibt mit dem eigenen keine Hehlerei. Das schafft, unterstützt von der ortsüblichen Neigung zum Selbstspott und zur gelassenen Preisgabe der eigenen Schwächen, eine Sphäre verschwebender Gemütlichkeit, in der jederlei Prüderie welkt und abstirbt. Es gibt Centralgäste, die psychisch nackt gehen, ohne daß ihre kindlich-unschuldsvolle Blöße eine Mißdeutung als schamlos zu befürchten hätte. Diesem paradiesischen Einschlag in den Charakter seiner Stammgäste hat vor einigen Jahren der Besitzer des Cafés durch Aufstellen einer Palme Rechnung zu tragen versucht. Die Tochter aus dem Morgenland hat aber das Kli-

ma der Örtlichkeit, trotz dessen ziemlich östlichem Charakter, nicht vertragen. Sie wurde klein gehackt, und ihre zerteilte Substanz fand in der Küche — ob als Brennstoff oder als Mokkabohnen, darüber sind die Forscher nicht einig — Verwendung.

Teilhaftig der eigentlichsten Reize dieses wunderlichen Caféhauses wird allein der, der dort nichts will als dort sein. Zwecklosigkeit heiligt den Aufenthalt. Der Gast mag vielleicht das Lokal gar nicht und mag die Menschen nicht, die es lärmend besiedeln, aber sein Nervensystem fordert gebieterisch das tägliche Quantum Centralin. Mit Gewöhnung allein ist das kaum zu erklären, auch nicht damit, daß es den Centralmenschen, wie den Mörder an den Ort der Tat, immer dorthin ziehe, wo er schon so viel Zeit totgeschlagen, ganze Jahre ausgerottet hat. Also was denn ist es? Das Fluidum! Ich kann nur sagen: das Fluidum! Es gibt Schreiber, die nirgendwo anders wie im Café Central ihr Schreibpensum zu erledigen imstande sind, nur dort, nur an den Tischen des Müßiggangs, ist ihnen die Tafel der Arbeit gedeckt, nur dort, von Faulenzlüften umweht, wird ihrer Trägheit Befruchtung. Es gibt Schaffende, denen nur im Central nichts einfällt, überall anderswo weit weniger. Es gibt Dichter und andere Industrielle, denen nur im Café Central der verdienende Gedanke kommt, Hartleibige, denen nur dort die Tür der Erlösung sich öffnet,

erotisch seit langem Appetitlose, die nur dort Hunger verspüren, Stumme, die nur im Central ihre oder eines andern Sprache finden, Geizige, deren Gelddrüse nur dort secerniert.

Dieses rätselvolle Caféhaus beschwichtigt in den friedlosen Menschen, die es besuchen, etwas, das ich: das kosmische Unbehagen nennen möchte. An dieser Stätte der lockeren Beziehungen lockert sich auch die Beziehung zu Gott und den Sternen, die Kreatur entschlüpft ihrem Zwangsverhältnis zum All in ein pflichtenloses, sinnliches Gelegenheits-Verhältnis zum Nichts, die Drohungen der Ewigkeit dringen nicht durch die Wände des Café Central, und zwischen diesen genießest du der holden Wurschtigkeit des Augenblicks.

Über das Liebesleben im Café Central, über den Ausgleich der sozialen Unterschiede in ihm, über die literarischen und politischen Strömungen, von denen seine ausgefransten Küsten bespült werden, über die in der Centralhöhle Verschütteten, die dort sehnsüchtig ihrer Ausgrabung harren, hoffend, daß sie nie stattfinden werde, über das Maskenspiel von Witz und Dummheit, das in jenen Räumen jede Nacht zur Fastnacht wandelt, über dies und anderes wäre noch viel zu sagen. Aber wer sich für das Café Central interessiert, der weiß das alles ohnehin, und wer sich nicht für das Café Central interessiert, an dessen Interesse haben wir keines.

Es ist ein Caféhaus, nimmt alles nur in allem! Ihr werdet nimmer solcher Örtlichkeit begegnen. Von ihr gilt, was Knut Hamsun im ersten Satz seines unsterblichen »Hunger« von der Stadt Christiania sagt: Keiner verläßt sie, den sie nicht gezeichnet hätte.

EREIGNIS

DAS SCHIFFCHEN, DAS VERBINDUNG HER-
stellt zwischen dem Ort und der am anderen See-
ufer gelegenen Bahnstation lag menschenverlassen
und also friedevoll am Landungssteg, von niemand
beobachtet als von einem kleinen Jungen, der in
der Nase bohrte. Der Kapitän saß beim Stations-
vorstand, und sie redeten miteinander, um nicht zu
schweigen. Im sommerlichen Gras ruhten schwarz
der Maschinist und der Kohlenträger, aßen Wurst
und waren doch von Grillen rings umzirpt wie
Lyriker. Die Matrosen schliefen in des Holzstapels
Schatten. Einer hatte sich auf den Karren gesetzt,
der das Gepäck führte, sah zu Boden und schlug
an die Karrenwand mit seinen Stiefeln den Takt
zu einem stummen Liede.

Der kleine Junge nahm den Finger aus der Nase,
denn die Stahltrosse, die den Dampfer am Pflock
festhielt, hatte sich gelöst, und langsam drehte das
Schiff seewärts. Sachte, lautlos, wie einer, der
heimlich entwischen will, schlich es vom Ufer weg.
Noch ein geringes . . . und das transportable Brück-
chen, das den Pfad herstellt zwischen Land und
Schiff, mußte ins Wasser gleiten. Dies wartete der
Junge noch ab, ehe er zur Station lief, strahlend
vor Erregung und Wichtigkeit, und schrie: »Das
Schiff schwimmt weg!«

Der Kapitän fluchte, während er im Schnellschritt
ans Ufer ging, zu dem die »Louise« jetzt im rechten
Winkel stand. Der Maschinist, seine Wurst kauend,

lief auch zum Wasser. Gerade konnten die beiden Männer noch, die Beine kräftig spreizend, sich hinüberschwingen auf das Deck. »Himmelherrgott, wer hat ihn denn wieder so schlampert an'bunden?!« Der Kapitän sagte »wieder«, obgleich sich ein ähnliches Ereignis nie zuvor ereignet hatte. »Na, i net«, brummte der Maschinist. Er ging zu seinen Hebeln, der Kapitän ans Steuerrad, und nun manövrierten sie, »langsam vorwärts!« und »stop!« und »rückwärts!« und wieder »langsam vorwärts!« und »stop!« das Schiff in die Lage zurück, in die es gehörte: Schulter an Schulter mit dem Ufer. Der Stationsvorstand war indessen auch herangekommen. »Ja, ja, die Herren Matrosen!« sagte er. Er hat selbst zwanzigmal geflickte Schuhe und ein paar Kinder mit rachitischen Beinen; doch er sagte »die Herren Matrosen«, ganz strenge und bitter, als wollte er andeuten, das komme davon, wenn arbeitendes Volk sich einbilde, es könne auch so tun, als ob. Er ist keine Unteroffiziersnatur, der Stationsvorstand, obgleich er eine rote Mütze trägt; aber es tut wohl, jemand schuld zu geben, wenn was geschieht. Deshalb haben ja die Menschen Gott erfunden, um bei Ereignissen, für die sich kein Verantwortlicher finden läßt, Hagelschlag, Pech im Spiel, Rheumatismus oder Liebe, jemand zu haben, den sie bezichtigen können. Und übrigens muß man doch den Mund auftun, wenn was vorfällt, man

kann doch nicht nur grunzen oder sich den Kopf krauen, man muß doch urteilen, meinen, Grundsätzliches herausziehen aus der Geschichte, ja man verdiente gar nicht, daß irgendwas Ungewöhnliches die fürchterliche Monotonie des Tagwerks unterbräche, man schreckte die Ereignisse direkt ab, sich zu ereignen, machte man nicht bißchen Wesens um sie.

Die Herren Matrosen standen mit belebten Gesichtern herum und erwogen den Fall. Wie konnte denn das geschehen? Schlecht angebunden war er eben! Nein, er hat sich losgerissen. Aber das gibt's ja gar nicht. Am Ende ist das Seil schadhaft? Wär' nicht schlecht! So ein Seil muß hundert Jahre halten. »Weil keiner von den Herren aufpaßt«, brummte der Stationsvorstand. Der Kapitän aber knüpfte die eingefangene »Louise« eigenhändig an den Pflock, mit einem Schifferknoten, der fester hält als Treue. »Schämen's Ihnen«, sagte er zu dem Matrosen, dessen Amt das Festbinden des Schiffes war. »Drei Jahre sind's jetzt bei der Marine. Schämen's Ihnen.« Bei der Marine, sagte der Kapitän. Der Matrose schämte sich. Es war jener, der auf dem Gepäcksarren gesessen und mit den Füßen den Takt zu irgendwas getrommelt hatte. Das ist es eben. Wer Musik im Leibe hat, taugt nicht zur Arbeit. Der Kapitän schimpfte, der Stationsvorstand schüttelte den Kopf ohne Text, die Kameraden

P. 7

lachten, der Matrose war mißmutig. Abends, daheim, wird er seiner Frau vielleicht eine herunterhauen, die er ihr ohne den Vorfall mit der Trosse nicht heruntergehauen hätte. Das sieht der kleine Karl und bekommt einen schiefen Vaterkomplex, und ein paar Jahre später bringt er den alten Schuster, bei dem er in der Lehre ist, um. Alles nur, weil damals das Seil nicht gehalten hat. Weiß man denn, wie die Dinge zusammenhängen, und von welchen Hebeln die Mechanik der Welt bewegt wird?

Das Ereignis hat aber allen wohlgetan. Es hat ihren Kreislauf und Stoffwechsel gefördert und ihrem Ichgefühl ein Etwas zugelegt. Da es in ihre Seelen fiel, das Ereignis, weckte es dort für ein paar Augenblicke Geschäftigkeit, rief vermischtes Klein-Lebendiges, das im psychischen Element träge haust, herbei, wie das Brotstückchen, das du in den See wirfst, die Schwärme der winzigen Fische lockt.

Sommerliche Mittagsruhe. Stationsvorstand und Kapitän sitzen wieder auf der Bank und schweigen, um nicht zu reden. Manchmal dreht der Kapitän den Kopf nach dem Dampfer; die Bewegung wird mit jedem Mal kleiner und langsamer, wie die eines Spielwerks, dessen Feder schon fast abgelauften ist. Der Dampfer rührt sich nicht. Könnte er ein Gesicht machen, so wäre es ein verlegenes. An der Deckbrüstung lehnt der Schuldige und blickt verärgert auf die Stahltrosse. Schade, daß das Luder

nicht lebendig ist! Maschinist und Kohlenträger liegen still im hohen, grünen Gras. Um die Wursthaut neben ihnen verwimmeln Trupps von Ameisen ihre kostbare Zeit. Die Herren Ameisen. Die Matrosen haben sich wieder ausgestreckt im Schatten des gehäuftes Holzes, und während sie einschlafen, brummelt noch einer oder der andere irgendeinen Spruch zum Ereignis. Der letzte, ehe er sich auf die Seite dreht und die Augen schließt, sagt, nur mehr kaum vernehmlich, »Ihr könnt's mich alle...« Wie jener Schmetterling im Liliencron Gedicht ist es, der um die Ecke fliegt, tschinbum, als allerletzter Nachzügler der Musike.

MORDPROZESS

DIE RICHTER SOWIE DER HERR ÖFFENTLICHE Ankläger tragen Talar, und der Herr Verteidiger trägt auch Talar. Seiner Sendung wie der des Gerichtshofs und des Staatsanwalts kommt das gleiche Pathos des Kostüms gleichermaßen zu Hilfe. Scheinbar. In Wirklichkeit jedoch ist, von kleinen differenten Äußerlichkeiten abgesehen, ein Unterschied zwischen jenen Talaren und diesem Talar, ein Unterschied wie zwischen Tracht und Kostüm, wie zwischen daheim und auf Besuch, blutsverwandt und bloß verschwägert, immer und gelegentlich. Am besten sage ich es so: Es ist ein Unterschied wie seinerzeit der zwischen Offizier und Reserveoffizier. Beide hatten dieselbe Uniform, aber was bei diesem nur ein Kleid, war bei jenem Fortsetzung seiner Haut. Die Röcke waren gleich, aber ihre Symbolkraft, ihre Strahlung eine ganz verschiedene.



Auf der Geschworenenbank sitzen zwölf brave Bürgersleute. Ihre Gesichter sind undurchdringlich, sie bewahren strenge mimische Neutralität.

Doch es gibt da Nuancen.

Wenn der Beklagte spricht, bekommen die Antlitze der Geschworenen etwas Starres, Stein-Kühles. Dir gegenüber sind wir Aug' und Ohr und Meinung, nichts sonst . . ., sagen diese Masken. Wir sind Richter, verstehst du, was das heißt? Richterschaft bricht Menschenbrüderschaft.

Wenn der Herr Verteidiger spricht, bleiben die geschworenen Gesichter unverändert. Sie rücken nur ein wenig in den Schatten, sie lassen die Jalousien über ihre Mienen herab. So, als ob sie der Erleuchtung durch den Herr Verteidiger — der sie sich ja keineswegs entziehen möchten — nicht bedürften. Es ist wie taktvolle Abwehr einer Zudringlichkeit. Hingegen wenn der Staatsanwalt oder gar der Vorsitzende redet! Dann fliegen die Jalousien hoch, die Antlitze öffnen sich, in die Mienen tritt etwas Höfliches, gerne Lauschendes, Zuspringliches, wie ein Briefschluß achtungsvoll Ergebenes, etwas von der Lust, die den Schüler durchrieselt, wenn der Lehrer ihm die Hand reicht.

Es hat sein Wohliges, mit der Autorität auf gleicher Ebene zu stehen. Geruch der Amtswürde betäubt den schlichten Mann. Und die Vorstellung, mit der Obrigkeit unter einer Decke zu spielen, ist etwas, das auch den keuschesten Bürger sinnlich erregt.



Der Herr Staatsanwalt sucht, natürlich, auch nur die Wahrheit. Ich möchte wissen, ob er, fände er sie zufällig, ohne daß es wer sähe, und sie widerspräche all seinen Behauptungen bisher und Logiken, ich möchte wissen, ob er den Fund abliefern oder verheimlichen würde.

Geht es ihm darum, daß Recht werde, oder daß er Recht behält?



Die Angeklagte ist ein törichtes altes Weib. Sie hat kein Talent, Mitleid oder gar Sympathie zu erwecken, sie schwätzt dummes Zeug, schadet durch ihre Person ihrer Sache. Die Geschworenen mochten sie nicht leiden, der persönliche Eindruck, den sie von der Angeklagten gewannen (das haben sie nachher selbst gesagt), stopfte die Löcher im Indizienbeweis zu.

Ich weiß nicht, ob die antipathische Person getan hat, wessen man sie bezichtigt. Es interessiert mich auch nicht. Der Prozeß hat so wenig die Gewißheit ihrer Schuld wie die ihrer Unschuld erbracht . . . wohl aber eine andere, furchtbare und beklemmende Gewißheit: nämlich die, daß die Frau, ob schuldig oder nicht, doch nie und nimmer verurteilt worden wäre, hätte sie über eine auch nur um Geringes feinere Technik, ihre Schuldlosigkeit zu behaupten, verfügt. Eine Moissi-Schülerin an ihrer Stelle, mit etwas gut placierter Träne, mit etwas kummervoller Ohnmacht in der Stimme . . . und die Beweiskette, die das dumme Weib strangulierte, wäre wie Zwirn gerissen. Eine bessere Maske der Unschuld — ganz gleichgültig, ob ein schuldiges oder schuldloses Antlitz deckend — und

den Geschworenen wäre das »Ja« nicht über die Lippen gekommen. Ein richtiger Tonfall des »Ich hab' es nicht getan«, und sie hätte es nicht es getan, auch wenn sie es getan hätte.

Es gilt vor Geschworenen wie vor weiterem Publikum: Gerettet oder gerichtet, obenauf oder unten durch — das ist keine moralische, sondern eine Talentfrage. Und Recht keine Frage des Rechts, sondern eine der Dialektik.



»Fünfzehn Jahre Zuchthaus« verkündete der Vorsitzende. Er setzte dann hinzu, aus besonderer Milde hätte das Gericht nicht auf lebenslängliches Zuchthaus erkannt, sondern auf eine zeitlich begrenzte Strafe.

Ein Schäker. Die Verurteilte ist fünfundfünfzig Jahre alt . . . da sind fünfzehn Jahre länger als lebenslänglich.

Es ist eine Lücke im Gesetz, daß man keinen länger einsperren kann, als er lebt. Da hat's dann so ein alter Sünder natürlich leicht, Schuld wider die sittliche Ordnung auf sich zu laden: kommt diese als Gläubigerin, Leben zu pfänden, findet sie nur einen schäbigen Rest und ist die Angeschmierte. Die Justiz dürfte nicht ruhig zusehen, wie ihr die Biologie in den rächenden Arm fällt. Wo bleibt die Wissenschaft der Verjüngung? Soll sie nur profa-

nen Zwecken dienen? Erst der Staat, dann das Vergnügen. Zur Erhöhung der passiven Straffähigkeit muß etwas geschehen.



»Sind S' ruhig!« sagte der Präsident zur Angeklagten, als sie in die Urteilsverkündung etwas hineinschrie. Nur daß er nicht hinzufügte: »Nehmen Sie sich an mir ein Beispiel, wie ruhig ich bin.«



Wenn man nicht wüßte, daß es um die Wahrheit und nur um die Wahrheit, um das Recht und nur um das Recht geht!

Erst ist das hohe Gericht ganz gleichgültig, ganz amtlich. Aber dann bockt das zittrige Lebewesen (dort zwischen den Justizsoldaten), wehrt sich, schreit, macht Schwierigkeiten. Das reizt die Herren. Und nun allmählich kommt sportlicher Zug in die Sache, die Schützen, obzwar eigentlich, akademisch, hinter der Wahrheit her, scheinen wie fasziniert von dem beweglichen lebendigen Ziel, das sich ihnen bietet, mit der List und Behendigkeit des Verfolgten steigt der Grimm der Verfolger, Jagdleidenschaft hetzt die Jäger, die das Wild hetzen, und die Posaune des irdischen Gerichts klingt lustig wie Hifthorn-Schall.

DIE GROSSEN BOULEVARDS

EINS, ZWEI, DREI, IM SAUSESCHRITT LÄUFT
die Zeit . . .

Lichterloh brennt das Leben oder was man so heißt,
angefacht von den Blasebälgen Kommerz und Ver-
gnügen, durch das breite Bett der Straße stürzt
die Stadt Welle auf Welle, immer ist Sturm, hier
kann niemand stehenbleiben (auch die Zeit nicht,
das begreift man), er würde fortgeputzt vom Benzin,
das Flecke wegbringt und vom Fleck bringt, und
dessen Tag des Ruhms (werfen Sie nur einen Blick
in den salon de l'automobile) gekommen ist, kurz
wie der Frühling sind die Röcke, der Stab des
Polizisten, ein weißer Riesenzeigefinger, macht das
Auto-Meer stocken, hastig durchheilen Kinder Israels
und anderer Ahnen die sichere Furt, aus den ge-
stauten, gedrängten Kolonnen der Pferdekkräfte bellt,
schreit, gröhlt es ungeduldig mit hundert Hupen,
wie vom Rennstart springen die Wagen, dürfen sie
wieder, los, »L'Intran!«, »Paris le soir!«, rechts
sind Bäume, links sind Bäume, um die meisten windet
sich metallische Wand, und auch in dem diskreten
Raum, den sie umschließt, strömt das Leben ohne
Unterlaß, Schrift und Zeichen glühen von Dächern
und Mauern, feurige Pfeile, Sterne, Räder, Trompe-
tenstöße ins Auge, Menschenmassen, Wagenmassen,
die Straße, so viel bewegt, scheint selbst in Be-
wegung, eine Riesenschlange, hingewunden über
Kilometer, Lebendiges, mehr als sie fassen kann,
schlingend, schluckend, würgend, Menscheng-

wimmel, Wagengewimmel, in Fäden aufgelöst, zu Knäueln geballt, umgequirlt von einem luftfarbnen Löffel zur kochenden, brodelnden Großstadtmasse, attention!, blau-weiß-grün-rote Lichtaugen öffnen, schließen sich, zwinkern heran, auf, zu, auf, zu, vom Menschenstrom fließen Strömchen ab in die Schächte der Metropolitain, »Paris Sport!«, Flamme schreibt in Zitterbuchstaben auf ein Dach, daß Monsieur Doumergue eine Rede gehalten hat, daß es morgen regnen wird, daß in Mexiko . . ., daß in China . . . und noch andere Dinge aus der fernen Welt, die nirgendwo näher liegt als bei Paris, vom Zeitungshaus schmettert der Radiotrichter Musik, mit Menschen und Stühlen, enggereiht, quellen die Caféhäuser breit ins Freie über, die Frauen sitzen lässig, konziliante Beine gekreuzt, Fairbanks, glühlicht-umfunkelt, zeigt, auf gewaltiger Affiche, sein herrliches Gebiß, jeder Zahn ein paar Dezimeter hoch (spectacle permanent von zwei bis Mitternacht), den Arm um des Mädchens Taille wandelt der Jüngling mit Apachenmütze durch verachtetes Bürgergewühl, die närrische Zeitungsverkäuferin singt Fistelkoloraturen um ihre Zeitungstitel, »Citroen« rollt hoch oben gigantische Feuerlettern, für fünfhundert Franken im Monat bekommst du schon ein Wägelchen, Schokoladeeis in Staniolpapier reicht der Weißbeschürzte durch das offne Barfenster, »Paris

Times!«, die Gemüsewagen rücken schon an, von seltsam fremdartigen, langsamen, schweren Maschinen gezogen, sogenannten Pferden, der Mond steht am Himmel, aber er scheint nur in die Nebengassen, durch den roten Brodem der Boulevards kommt er nicht durch, in den Buden, wo von zwei Erdteilen hergewehtes Zeitungspapier bunt gestapelt liegt, bauen sich kleine Türme »Paris Soir«, dritte Ausgabe, frisch vom Herd, noch ist die zweite nicht kalt geworden, ein Mensch wird überfahren, das kommt vor, Paris ist nicht wehleidig, daß hier Tag um Tag etliche nicht nur so, sondern auch in des Wortes Sinn unter die Räder kommen, das sind Spesen, die im Betrieb keine Rolle spielen, »Tagueule!« schimpft der Chauffeur zum schimpfenden Passanten, den er fast niedergestoßen hat, fast, denn herrlich ist die Geschicklichkeit, Flinkheit, Sicherheit der Benzinkutscher, wurmgeschmeidig windet sich die tausendgliedrige Autokette, streckt sich, zieht sich zusammen, ballettleicht fliegt der Wagen um schärfste Ecken, in engsten Kurven, und vor dem plötzlichen Hindernis hält er so plötzlich, so mitten im Sprung gleichsam, daß man meint, er müsse jetzt auf Hinterbeinen stehn, bedächtig im Gewühl schreitet ein tunesischer Grande, Burnus und Turban, niemand sieht ihn an, nur die kleinen Mädchen, ach, in der Not gehen hundert auf einen Strich, lächeln ihm zu, der nicht zurück-

lächelt — da sind die Neger schon anders! —, es zeigen sich überhaupt viel fremde Typen auf den Boulevards, auch Angehörige wilder Völkerschaften, ich hörte einen sagen: »... nicht wegen der zwei Franken, aber man ist doch nicht gern die Wurzten«, ein alter Kerl im Samtrock erzählt mit großen Gebärden, die Leute bleiben stehen und hören ihm zu, und er bietet ihnen selbstverfaßte Chansons zum Kauf, und da gehen sie wieder weiter, siehe, hier ist ein Triumphbogen, er trumpft zwar schon ein Vierteljahrtausend so mitten auf der Straße, aber es ist doch eine Überraschung, das Leben quetscht sich durch den Bogen wie das Heute sich durch das Gestern quetscht, es regnet, Menschenmassen, Wagenmassen, Lärm, Licht, Fülle, Bewegung ohne Ende — o Königin, die Kärntnerstraße ist doch schön! —, jetzt ist die Oper aus, Smokings in Rudeln strömen schwarz-weiß über den Platz, die Reihen der Gemüsegewagen werden dichter, Tag endet, Tag beginnt schon wieder, Alles fließt, besonders in Paris, in zwei Jahren, die Zeitungen haben es ausgerechnet, wird die Zahl der Autos in der Stadt sich verdoppelt haben, wo, wie werden dann die Fußgänger, die armen piétons, durchkriechen, es regnet heftig, zwiefach hell im Nässe-spiegel leuchtet der Boulevard, ein winziges Ritzchen nur auf dem Stern Erde, der mit Milliarden anderen um die Sonne kreist, die mit Milliarden

anderen Sonnen im Weltraum kreist, der wahrscheinlich auch um etwas kreist, ein winziges Ritzerchen nur auf dem Stern Erde, eine haarfeine Linie, aber das Antlitz des Planeten wäre noch medusenhafter ohne sie.

Im Sauseschritt läuft die Zeit, Paris läuft mit.

HISTORISCHE GEGENSTÄNDE

KÖNIGLICHE SCHLÖSSER HABEN DAS ANGENEHME, daß man in ihnen, was die Bestimmung der kunstgeschichtlichen Stile anlangt, viel weniger leicht sich irren wird als etwa beim Antiquitäten-tandler. Mit großer Sicherheit darf man in dem Zimmer, in dem erwiesenermaßen Ludwig der Vierzehnte viele Jahre *gehaust* hat, sagen: Siehst du, mein Kind, das hier ist reines Louis quatorze. Hier also war es, wo . . ., denkt der Betrachter im historischen Gemach, und seine Einbildungskraft, unterstützt vom Reiseführer, beschwört Vergangenheit. Hier, zwischen diesen Wänden, starrend von Malerei und Goldleisten — ohne Malerei und Goldleisten machten die Könige keinen Schritt, nicht im noch ins noch aus dem Leben — hier, zwischen diesen Wänden, beschloß der große Monarch, empfing die unglückliche Königin . . . Und zwar in einem überaus komplizierten Bett, in dem es sich marmorschwer *geträumt* haben muß, und das wahrscheinlich vom Fleck weg weniger dem Schlaf irgendeiner damaligen Person als der staunenden Optik späterer Geschlechter *gewidmet* war. Ja, in diesen Räumen, an diesen Tischen, Stühlen, Sekretären hängt geheimnisvoller Duft, den du spürst, ohne ihn zu riechen. Eine große Gewesenheit, geisterhaft um die alten Möbel schwebend, hat spirituelle Abdrücke zurückgelassen.

Nun scheint es aber, als ob auch diese Abdrücke, diese immateriellen Spuren, allmählich ganz so wie

materielle, nur viel langsamer, sich verwischen. Die historischen Gegenstände büßen mit der Zeit jenes unerklärliche Aroma fürs Gefühl, das ihnen entströmen soll, ein, die mystische Essenz, die an ihnen haftete, verflüchtigt sich, verduftet. Auch Antiquitäten altern. Sie haben ein bestimmtes Maß von Fluidum, und wenn sie das emaniert haben, ist es aus. Wenn so ein historisches Möbel in ein paar Millionen Pupillen sich gespiegelt hat, ist es zerblickt und von seiner wertvollen Übersubstanz nichts mehr da. Die geheimnisvolle Atmosphäre, schwerer als Luft von heute, die in historischen Zimmern weht, wird von den Besuchern allmählich aufgesogen, fortgeatmet. Nach ein, zwei Jahrhunderten ist die ganze Historizität solches Zimmers einfach ausgeraucht.

Historische Gegenstände soll man also, gefühlsmäßig, zu sich nehmen, solange sie noch relativ frisch, noch nicht allzusehr historisch sind. Zum Beispiel der Tisch im Spiegelsaal zu Versailles, auf dem der Friedensvertrag des Jahres 1919 unterzeichnet wurde, hat noch sehr starkes geschichtliches Aroma. Eine metallene Tafel, die aussagt, was auf seiner Fläche geschah, schmückt ihn. Ja, vor diesem Tisch spürst du noch den historischen Schauer. Hingegen etwa das Bett, in dem Ludwig der Vierzehnte starb, ist nur noch ein armes, altes, reiches Bett ohne jede Ausstrahlung. Vergebliches

Bemühen, sich vorzustellen, wie einer der Mächtigsten der Erde in Todesnöten eben auf diesem Lager litt. Das alte Möbel hilft der Imagination nicht. Es ist durch die vielen Augen, die es seit dem 1. September 1713 angeschaut haben, neutralisiert worden.

Überdies ist es gar nicht das Bett, in dem der König starb. Nämlich unter Louis Philippe wurde das Schlafzimmer, wenn man dem Baedeker glauben darf, neu möbliert.

Ich sah dann auch die Wiege des großen Königs, nicht die Wiege persönlich, aber ihr getreues Abbild auf dem Eßgeschirr des Pavillon Henri quatre, des bezaubernden Hotels in St-Germain. Die liebenswerte Gaststätte hat ein Recht, ihr Geschirr und ihre Speisekarte mit diesem so traulichen wie großartigen Dekor zu schmücken; denn unter ihrem Dach befindet sich auch das, heute museale Zimmer, in dem tatsächlich der Sonnenkönig geboren ward. Die Wiege eines so Mächtigen zu sehen, wenn auch nur auf Porzellan, stimmt sehr nachdenklich. Als er in ihr strampelte und sein Linnen näßte, der gewaltige Fürst, was war er für ein herziges, harmloses Lebewesen! Nachher wurde er ein König, bekam eine stark gebogene Nase, ein feistes Doppelkinn, strampelte Versailles aus der Erde und benäßte sein Jahrhundert über und über mit Historie.

In diesem Zimmer, in dem die Welt zum erstenmal das Licht Ludwigs des Vierzehnten erblickte, stand übrigens nicht nur die Wiege der französischen Größe, sondern auch die Wiege der österreichischen Kleinheit. Hier nämlich wurde, es ist noch nicht lange her, und in der Luft dort hängt noch die Transpiration jener schweren Stunde, hier nämlich wurde der Friedensvertrag zwischen Österreich und seinen Besiegern unterzeichnet. Der Erinnerung an dieses Geschehen ist keine metallene Tafel gewidmet, sondern, unseren bescheidenen Verhältnissen angemessen, nur ein schlichtes Blatt Papier mit gemalter Schrift, das unter Glas und Rahmen an der Türe hängt. Es sieht aus wie das Diplom eines Kaffeesieders oder die Preiszuerkennung an einen Sieger im Wettfrisieren.

Gleich daneben jedoch, neben dem Pavillon Henri quatre, lebt und atmet der vollkommen herrliche Park und Wald von St-Germain. Wie schön ist er im weichen Goldglanz der Oktobersonne, dieser einsame, verträumte, leise murmelnde Wald mit seinen uralten, herbstlich brennenden Bäumen! Ich hatte dort die Chance, einem Eichhörnchen zu begegnen. Niemand weiß auf den ersten Hieb, wie Eichhörnchen französisch heißt, nicht einmal das Eichhörnchen selbst, glaube ich, weiß es. Das fröhliche Tier machte aber auch gar keinen nationalen Eindruck, sondern bezeugte in seinem ganzen

Wesen eine wahrhaft himmlische Neutralität. Es war tiefsamtbraun, hatte eine krumme Nase, reines Louis quatorze, und lief, von kurzsichtigen Blicken staunend verfolgt, mit Grazie den Baum hinan. Im Wipfel machte es halt, sah befriedigt rundum, schnofelte ein wenig und sagte: »L'État c'est moi!«

FRIEDHOF

ES IST KALT, DEN KÖRPER FRÖSTELT'S UND die Seele auch. Da ist es ratsam, sie an Gräber zu führen. Dort, in der Nähe der absoluten Kälte des Todes, wird sie, die lebendige, doch eines Gefühls zumindest relativer Eigenwärme teilhaftig.

Der Père Lachaise, nicht weit vom Zentrum der Stadt, wo sie am lautesten kocht und die buntesten Blasen wirft, ist von den neunzehn Friedhöfen Paris' der mit glorreichem Gebein üppigst genährte. Unter den Gewesenen, die seine Tiefe birgt, sind die Genies in der Majorität. Dicht beieinander zerbröckeln dort in lehmiger Erde die sehr berühmten Toten, und hart im Raume stoßen sich Bronze, Stein und Marmor, die aus solcher Saat erwachsen sind. Für lebendes Grün hat dieser Friedhof wenig Platz, es ist fast, als ob die Versammlung hoher Steine nur ungern so was Leichtsinniges wie Natur, wie Blatt und Blume, unter sich duldete. Auch findet der französische Totenkult unbegreiflichen Geschmack an Kränzen aus Porzellan und Sträußen aus Majolika. Das abscheuliche Zeug, toter als tot, liegt und hängt fast auf allen Gräbern, atmet eine schlimmere Kälte aus, als der nackte Erdhügel es täte. Hingegen tragen die schmalen Gassen, die den Kirchhof winklig durchschneiden, nicht Nummern wie bei uns, sondern Namen. Es gibt klangvolle Avenuen, Plätze, Straßen und Gäßchen in diesem Totenbezirk, in dem mehr sieggewohnte Marschälle und Generäle angesiedelt sind, als nötig wären, die Welt

zu erobern, mehr geniale Politiker, als nötig wären, sie aufs beste zu regieren, mehr Dichter, Maler, Musiker, Denker, als nötig wären, der Gottheit Demut beizubringen vor Glanz und Glorie menschlichen Ingeniums, mehr Kunst und Historie, als in die Bildung eines mittleren Mitteleuropäers hineingeht.

Von Söhnen deutscher Nation liegt ein Großer in der Erde des Père Lachaise, Ludwig Börne. Das Grab, auf dem es gar keine Visitenkarten p. f. v. gibt (wie auf dem des Pariser Zeit- und Exilgenossen Heine, der im Cimetière Montmartre empfängt), ist geschmückt mit einer Büste des großen Prosaisten von David d'Angers. Was für ein geistgesättigter, von Leidenschaft des Denkens und Sagens durchleuchteter Kopf! Seine Linien sind so edel, anmutig, frei, im Sanften noch energisch, wie das Deutsch, das er schrieb. Auch ein berühmter Engländer liegt hier, Oscar Wilde, schon ziemlich am Ende des Friedhofs liegt er, dort, wo noch ein wenig Platz ist für neue Gäste. Er hat ein umfängliches weißes Grabmal, gestiftet von einer nicht genannten Lady. Vorn an dem mächtigen steinernen Block klebt und schwebt ein stilisierter Todesengel mit ägyptischem Profil, hinten aber sind mit erhabener Schrift in den Stein gemeißelt alle Preise, guten Noten und Zeugnisse, die der Dichter während seiner Studienzeit in Kollegs und Instituten erhalten hat. Er war ein Vor-

zugewöhnter und muß besonders seinem Griechisch-Professor viel Freude gemacht haben.

Das wunderbarste Grabmal auf dem Pere Lachaise hat der Journalist Victor Noir, der im Jahre 1870 vom Prinzen Pierre Napoleon, bei dem er als Kartellträger erschienen war, niedergeschossen wurde. Wie die Sache weiterging, und ob sie für den Prinzen Folgen gehabt hat, weiß ich nicht. Der arme Journalist liegt in Bronze auf seinem Grab, genau so wie er damals, von der mörderischen Kugel getroffen, hingestunken lag. Die Figur, lebend oder eigentlich todesgräß, ist mit grotesk naturalistischer Treue nachgebildet, die sich bis auf den Gummizug in des Stiefletten, auf die Passspalte der Glacéhandschuhe, auf den heraustretenden Latz des geöffneten Hemdes erstreckt. Der absonderlichste Teil des Monuments aber ist der Zylinderhut, der, wie eben den Fingern entglitten, ganz allein, halb seitlich, mit der Hohlung nach oben, zu Fuß der Figur liegt. Oh, daß dieser bronzene Mann einmal, wie der weinende bei Don Juan, bei dem Morderprinzen zu Gast erschienen wäre, seinen bronzenen Zylinderhut in der Hand! Unheimlicher und gespenstischer als Geripp und Totenschädel ist so ein isolierter Zylinderhut aus Erz, ein Zylinder für die Ewigkeit, den kein Wind fortrollt und kein Regen beschädigt. Umgehört von hochschauerlicher Absurdität liegt er da, ein Stück unvergang-

licher Vergänglichkeit, ein Zauberhut, aus dessen Höhlung alle Lächerlichkeit Lebens und Sterbens heraufsteigt.

Wie viele große Namen auf den Steinen dieses Friedhofs, wie gewaltig das stumme Posaunenkonzert der Unsterblichkeiten, das dem Wanderer in die Augen dröhnt. Aber das Gezwitscher von ein paar lebendigen Sperlingen übertönt es. Arbeiter schaufeln, der Pfeife froh, alte Kränze, verwesene Blümchen, zerbrochenes Drahtgeflecht, Stücke von Gipsengeln, Müll aus feuchten Blättern, Papier und Scherben auf einen großen Wagen. Sie wissen Bescheid über die Quartiere der besseren Toten, aber wo Monsieur Balzac zu Hause ist, können sie nicht sagen, der Name ist ihnen fremd, der Herr bekommt fast nie Besuch. Mit Hilfe des Planes ist es zu finden, das vergessene Grab, geschmückt mit dem breitwangigen menschlichen Löwenhaupt, das noch in seiner erzenen Ruhe voll unbändigsten Appetits auf Leben scheint. Es ist aber besser, ohne Plan und Führer auf dem Père Lachaise zu spazieren, nichts zu suchen im Sinn und die Unsterblichen zu finden, zwischen Efeu, hinter Steinen, wie im Walde das versteckte Veilchen oder den Herrenpilz.

Darüber sind wir uns ja klar, daß aller Kult, den wir den Toten weihen, auch nur ein Stück des Rituals ist, mit dem wir dem Leben götzendienen,

daß wir unserm, nicht ihrem Bedürfnis willfahren, wenn wir den Gestorbenen Steine pflanzen, daß wir den Tod um des Leben willen pflegen, wie der Maler Schatten in sein Bild setzt, damit das Licht um so heller leuchte.

Von der Hügelhöhe des Père Lachaise hat man einen guten Blick auf Paris. Die gleiche matte Sonne, matt wie Erinnerung, färbt die Wohnstatt der Lebenden und der Toten, eine greise Sonne, gelb, kühl und zittrig, und doch macht sie vergessen, daß Winter ist, läßt in der Brust die Wehmut zergehen wie etwas Süßes. Der Mensch ist ein Gefoppter, solange er atmet. Wie der Dichter so schön sagt: Am Grabe noch pflanzt ihn die Hoffnung!

DIE SCHREIEMASCHINE

GEHT, PRÄSTALT, FÜR ALLE ALLES RICHTIG
gut. Aber zunächst ist die Schreibmaschine mit
ihrer Hilfe ganz das Dichten zweigeteilt so wenn
Bleistift und Feder das alte Material, Es perst
hinter sich, so in die Hand zu nehmen und über
Papier laufen zu lassen, damit sie schreiben. Man
muß sie zu Letzern und Worten zwingen. Das ist
unmoralisch und nicht mit Verantwortung

Die Schreibmaschine hingegen kann gar nicht an-
denkbar schreiben, es ist ihr Wasserlaß, ihre ein-
zige und einzige Expression. Die phantasiert mit
den zehn Fingern über die Tastatur, und wenn da
ein solches Glück hat, ist eine moderne Dicht-
tung mit vier Durchschlagen fertig.

Denn die Schreibmaschine hat. Wie der Kavalier
von Königs, sucht sie will Sinn und Wort, ja, es
ist gar kein Sinn und kein Wort denkbar, die
nicht in ihr stecken. Ein unerschöpflicher Quell
und Born der Dichtkunst, ein Vater Teil der Lite-
ratur. Ich meine sie die Finger, die sie umspült
Ihre Freund und Nachbar, der ungeheure
Befehl, der hat eine bestimmte, bestimmte Eigenheit
hat in der Welt der Kunst und der Kunst hervor,
Es ist und sie verwehten — man weiß nicht, wo
es anfängt und wo es endet — wie der Kavalier
mit seinen Fingern. Die Schreibmaschine ist ein
Teil, das es vor der Kavalier und kommt ihrer
Produktion doch nicht nach. Denn die Schreibmaschine
hat und der Kavalier. »Der Kavalier

maschine macht das“, gesteht er ohne Hochmut. In der Tat scheint es, als gebe auf ihr, wie man so sagt: ein Wort das andre. Unwillkürlich webt sich unter den tastenden Fingern die Kette. Ist das Instrument heiß gelaufen, so spielt es den Spieler. Da steckt das Mysterium.

Und darin unterscheidet sich auch, denke ich, die Schreibmaschine von allen anderen Maschinen: sie leistet nicht nur physische, sondern auch geistige Arbeit. Sie nimmt dem Dichter gut fünfzig Prozent schöpferischen Schweißes ab. Die vierundzwanzig gehorsamst versammelten Buchstaben haben inspirative Gewalt, sie sind Kobolde von geschäftigster Dienstwilligkeit, die zur Inanspruchnahme locken, vierundzwanzig äußerst sinnliche Wesen, die sich untereinander zu begatten wünschen und des Menschen kupplerischen Instinkt reizen. Das zarte Geklapper der Letternhebel, das metallische Klingen der Verschiebung, das Glöckchen, dessen helle Kinderstimme die Zeilenenden ausruft: das gibt einen Rhythmus, der das Hirn mitschwingen macht, eine Melodie, die unwiderstehlich Text ansaugt. Wie kraftlos dagegen ist das Kratzen der Feder oder das weiche Gemurmeln des Graphits!

Ein wirklich unschätzbarer Vorteil der Schreibmaschine ist auch, daß sie ein Dichten mit beiden Händen ermöglicht. Damit wurde für die Schrift gewonnen, was bisher ein wesentliches Privileg der

Rede war. Für die Literatur als Kunst wird die Schreibmaschine freilich erst dann was Rechtes bedeuten, bis ihre wunderbaren Kräfte ungeschwächt durch das trübe Medium des angehängten Schriftstellers zur Auswirkung kommen werden. Die Entwicklung muß hier, wie bei jeder Maschine, dahin streben, die notwendige menschliche Mitarbeit immer mehr und mehr einzuschränken. Der Tag, an dem es gelungen sein wird, den Schriftsteller ganz auszuschalten und die Schreibmaschine unmittelbar in Tätigkeit zu setzen, wird das große Zeitalter neuer Dichtkunst einleiten.

STRICHE

SEIT SECHS MONATEN IST MEIN LIEBER
Freund, der Schriftsteller Kommer, in Amerika.
Während dieser ganzen sechs Monate hat er kein
Lebenszeichen von sich gegeben. Kürzlich kam eine
Frau aus Los Angeles und berichtete, daß es Kom-
mer gut gehe. Das freut die vielen, die ihn gerne
haben, mit Recht gerne haben, denn er ist ein an-
genehmster Mensch, gut und heiter, gescheit, voll
Verständnis dafür, daß das Leben nicht zu ver-
stehen ist, zumindest nicht von den Lebenden. Die
Kreatur fällt ins Dasein wie man ins tiefe, uferlose
Wasser fällt: was kann sie denn schon, vollauf be-
schäftigt, sich, solange es geht, an der Oberfläche
zu halten, was kann sie denn schon wissen von dem
Element, das sie trägt und gefährdet?

Kommer schwimmt auf dem Rücken: eine Lage,
die sich als bequem und am wenigsten ermüdend
bewährt hat. Er ist mit allen Menschen gut, denn
er weiß, daß alle recht haben. Er verehrt Frau
Massary, lehnt die englische Küche ab und läßt
sich im Sommer den Schädel ganz kahl rasieren.
Er besitzt in jeder Hauptstadt Europas und Ame-
rikas eine kleine Bibliothek, die er nicht liest, und
eine Braut, die nicht auf ihn wartet, was sein
Leben ungemein verschönt und erleichtert. Er hat
ein warmes Gemüt, mit Kühlräumen ringsum, die
seine Empfindungen vor dem Zerfließen und Ranzig-
werden behüten. Sein Wesen ist ganz unpathetisch
und lügelos, er geht lieber zehnmal zu »Orpheus

in der Unterwelt« als selbst gar kein mal zu »Traumspiel«. Er vertraut der Habgier, Eitelkeit und Mißgunst als den festen Traversen, die den Bau der menschlichen Beziehungen sichern. Er liebt die Kinder, weil man bei ihnen nie friert, und das schlechte Wetter, weil man dann nicht schwitzt. Er ist ein überlegener Psychologe, der an die Oberfläche der Menschen glaubt und von ihrer Tiefe sich nicht täuschen läßt.

Jetzt ist er bereits sechs Monate in Amerika und hat gar nichts von sich hören lassen. Spricht schon dies für seine große Lebensweisheit — die es herausbekommen hat, daß Anker lösen muß, wer frei fahren will — so spricht noch mehr für sie, daß er während der ganzen Zeit niemals auch nur die geringste Neugier gezeigt hat, zu erfahren, was in dem Menschenkreis vorgehe, den er verlassen hat, und in den er doch mit Interesse und Beziehung mannigfach eingespinnen ist. Leben die Freunde noch und was treiben sie und wie sind sie aus ihren Komplikationen heraus- und in welche neuen hineingekommen, wer begehrt jetzt wen, und wer hat, seine Freiheit an die Liebe verratend, hiedurch seelischen Selbstmord begangen und führt nun an der Seite der oder des Geliebten einen glücklichen Tod, und wem ist, leider Gottes und Dank diesem, was Schlimmes widerfahren — o Schadenfreude, schöner Götterfunke, Tochter aus dem Café Ely-

sium! —, wer verdient und wer ist pleite, und wer ist hinzugestoßen, und wer ist abgetreten, und wer ist mit wem böse oder gut oder schon wieder nicht, und überhaupt was gibt es Neues und tut sich?

Nichts dergleichen hat Kommer während eines halben Jahres gefragt.

Warum nicht? Ist er teilnahmslos und schlägt ein hartes Herz ihm in der weich gepolsterten Brust? Keineswegs. Aber er schreibt, übersetzt und bearbeitet Theaterstücke — das ist sein Beruf — und daher kennt er »das Theater« und also auch das Leben, welches, wie wir von Pirandello wissen, eine formlose, zerrinnende, unscharfe Nachbildung des Theaters in Sulz oder Gelatine ist, ein Stück, gestopft mit Überflüssigem, ermüdend durch entsetzliche Weitläufigkeiten und Wiederholungen, aufgehalten von sinnlosen, törichten Figuren, belastet mit völlig unwesentlichen Episoden. Und deshalb, weil Kommer das weiß, macht er Striche! Ausgezeichnete, kräftige, radikale Regiestriche.

So hat er jetzt sechs Monate Europa gestrichen. Wenn er heimkommt, wird sich aller Inhalt der gestrichenen Szenen mühelos in einen Dialog von fünf Minuten zusammenfassen lassen. Und es wird kein Bruch in der Komödie sein, kein Riß in ihren Zusammenhängen und kein Loch in ihrer logisch-psychologischen Entwicklung.

Das Leben ist so langweilig und ermüdend, weil wir es, wie Roman-Schmieranten, in die epische Breite ziehen, weil wir das Getue und Gerede, dessen es voll ist, nicht zu kürzen und seinen wässerigen Inhalt nicht zu komprimieren verstehen. Wurfen wir mehr hinaus, ginge mehr hinein. Kommer, der Weise, lebt ökonomisch. Ist er in Amerika, so ist er nicht auch in Europa. Eines schön nach dem andern, keine verwirrenden Gleichzeitigkeiten! Die Szene, die er eben lebt, wird er nur gut leben und zur Zufriedenheit der Mitspieler, wenn er seine ganze Aufmerksamkeit unabgelenkt ihr widmen kann. Deshalb: Ruhe hinter den Kulissen!

Ist er wieder daheim, so wird er sehen, daß er gar nichts versäumt, aber seiner Seele und seinen Sinnen eine Menge unfruchtbarer Perzeption erspart hat. Er wird Resultate bekommen, ohne in das Gewirr vorangegangener Rechnungen und Verrechnungen verstrickt gewesen zu sein. Menschen und Dinge stehen dort, wo sie gestanden sind, oder sie stehen nicht mehr dort . . . jedenfalls ist die Situation jetzt so, wie sie jetzt eben ist. Wo aber sind die Worte und Schreie, die ihr Werden begleiteten, die Erregungen und Nöte und Fragen und Klagen und Seufzer und Hilferufe und Krisen und Krämpfe und Witze und Gebärden? Hin sind sie, wie Mückenschwärme eines vergangenen Sommers.

Den klugen Kommer haben sie nicht gestochen.
Ein vortrefflicher Mann! Er ißt leidenschaftlich
gerne Reis und bevorzugt unter den Getränken das
Quellwasser. Des Morgens, beim Erwachen, singt
er fröhliche Lieder — zum Beispiel: »Fifty, fifty,
Mister Gallagher« —, Freude zu machen macht ihm
Freude, und die Stadt, wo er geboren sein möchte,
ist Czernowitz. Dieser Wunsch ward ihm, da er
ein Liebling der Götter ist, auch erfüllt.

ÄSTHETIK

AUF DEM TISCH STEHT EINE VASE. SIE IST zylinderförmig und bemalt, Schlangenlinien aus lila-blau-braunen Blümchen umringeln sie. Diesen Gegenstand hat mir meine Wirtschafterin geschenkt und obgleich er mir sehr mißfällt kann ich nichts wider ihn tun, denn meine Empfindlichkeit kommt nicht in Frage, wenn die meiner Wirtschafterin in Frage kommt. Ich bringe es nicht übers Herz, diese brave Frau zu kränken, die alle Tugenden hat und nur einen einzigen Fehler: ihren Schönheitssinn.

Im Winter, wenn der zylindrische Topf leer auf dem Tisch steht, schmerzt er nicht so. Er verhält sich gewissermaßen ruhig. Ich kann es nicht vermeiden, ihn anzuschauen, aber er schaut nicht zurück. Er ist da und doch abwesend wie ein Schlafender.

In der warmen Jahreszeit aber, wenn die Flur erwacht, erwacht auch die Vase, schlägt die Augen auf und ist vorhanden. Weil nämlich Blümchen in sie kommen. Diese lebendigen Blümchen in der Vase wecken die gemalten aus ihrer Lethargie und Stummheit, reizen sie zum Widerspruch, zur Betonung ihres häßlichen Daseins. Der Blumentopf ist jetzt für das Auge, was eine Brummfliege für Ohr und Haut des Menschen ist, mit dem sie das Zimmer teilt.

»Wissen Sie, liebe Frau,« sage ich, da ich gar keine anderen Sorgen habe, »die Vase ist ja sehr schön,

aber sie hat ein zu unruhiges Muster. Nehmen wir vielleicht doch lieber die alte gläserne.«

Andern Tags steht die gläserne Vase auf dem Tisch, doch es sind keine Blumen drin und am nächsten Tag auch nicht. »Ich weiß ja nicht, ob Ihnen meine Blumen passen«, sagt die Wirtschafterin sehr spitz. Jetzt ist sie also beleidigt, und ich kann zusehn, wie ich sie versöhne.

Die brave Frau ist in der Organisation. Sonntag nachmittags hört sie populäre Vorträge.

Zweimal im Monat geht sie ins Theater, zu den Vorstellungen für Arbeiter. Was für eine wunderbar empfängliche Hörschaft ist das, tausendmal besseren Willens, zu verstehen und mitzufühlen, als bürgerliches Publikum ihn aufbringt. Mit welcher himmlischer Geduld lauschen diese Gutartigen den dunkel-pathetischen Theaterstücken, wenn solche über sie verhängt sind, wie ehrerbietig langweilen sie sich, schmecken ohne jede Grimasse des Widerwillens das Bittere einer Speise, deren Wohlgeschmack sie nicht schmecken. Es muß eine Freude sein, den Schönheitssinn dieser Menschen zu pflegen und zu befriedigen.

Aber ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger, wäre es, ihren Häßlichkeitssinn zu wecken.

Erzieher, lehrt das Mißbehagen vor dem Unschönen — das Gefühl für das Schöne wird sich dann von selbst einstellen. Das Auge, dem eine leere, ge-

tünchte Wand wohlgefälliger scheint als eine, auf der die Strohmatte mit Photographien hängt, ist kunst-näher gekommen, als es auf noch so instruktiven Wanderungen durch Museen kommen könnte. Der Weg führt vom Abscheu vor Möbeldeckchen zu Beethoven-Symphonien, nicht umgekehrt.

Warum gibt es keine Kurse, in denen an Dingen des gewöhnlichen Lebens zwischen Schön und Häßlich unterscheiden gelehrt wird, an gemeinem Hausrat, an Gegenständen des täglichen Gebrauchs? Ich denke mir sie, diese Kurse, sehr amüsant, als Revolutionstribunale, vor die das Häßliche kommt (z. B. meine Vase mit dem Blumenmuster), seiner Häßlichkeit überführt, verurteilt und unter grenzenlosem Jubel der Zuschauer hingerichtet wird.

Nun, das ist ja alles natürlich ganz unwichtig, zumal in so ernsten Zeiten, da ringsum ein Scharren ist, als würden Stühle gerückt zur Tagung des Jüngsten Gerichts, da die Börse bebt, donnernd die Tresors und Hirne platzen und man sieht, daß nichts drinnen ist, die Gewißheiten Fragezeichen ausspeien und eine ungeheure Lebens-Angst alle Atmenden schüttelt.

TIERE

Der Wolf

DER WOLF GEHT RASTLOS AUF UND AB, DAS Gitter entlang, um das Wasserbecken herum, um das Wasserbecken herum, das Gitter entlang. Er scheint es nicht zu fassen, daß die Welt so enge Grenzen hat, er prüft unablässig, ob die Grenzen wirklich Grenzen sind. In seinem weichen Schritt klagt unerlöste Schnelligkeit. Die Gefangenschaft mag sein Wolfsherz weniger drücken, als daß er, der so laufen kann, nicht laufen kann. Er wird sterben an gebrochenem Tempo, wenn nicht zuvor der Messias kommt, der alle Käfigtore öffnet und spricht: Seid frei!

Stammgäste der Menagerie meinen, der Wolf streiche nur deshalb so ruhelos das Gitter entlang, weil er immer hoffe, die Zuschauer würden ihm was zu fressen geben. Aber wenn es selbst so wäre, wäre es vielleicht doch nicht so. Das mit der Gefräßigkeit der Tiere ist nämlich keineswegs so einfach, wie die Stammgäste meinen, sondern etwas sehr Rätselvolles und Dunkles. Den Hunden zum Beispiel, den Deszendenten des Wolfes, ist Fraß gewiß nicht nur Gierstillung, sondern auch Betäubung. Von dem Dackel »Krampus« weiß ich bestimmt, daß er sich befrißt (wie der Mensch sich besäuft), um über sein inneres Elend hinwegzukommen, um seine Leere zu füllen . . . nicht nur die des Magens. Er frißt mit resignierter, lustloser Unermüdlichkeit, als gehorche er einem Fluch, der

auf ihm laste. Er frißt, als müsse er ein bestimmtes Quantum Fraß während seines Erdenwandels bewältigen, um der Erlösung teilhaftig zu werden. Wenn man herausbekommen könnte, was er gewesen ist, ehe er Hund wurde! Aber die Psychoanalyse geht leider nur bis zur Geburt des Individuums zurück. Die Traumata, die es in früheren Inkarnationen erlitten hat, läßt sie vorderhand noch unberücksichtigt.

Das Gürteltier

gehört zur Gruppe jener Tiere, die man sich nur in der Menagerie und nicht frei in der freien Natur denken kann. Es sieht aus wie in einem zoologischen Treibhaus gezogen, unwahrscheinlich und künstlich. Es hat Schweinsohren, kurze Füße und auf dem Rücken einen Panzer aus Knochenplatten. Die Naturgeschichte schreibt diesem Lebewesen ins Zeugnis: »Langsam, träge, harmlos und stumpfsinnig.« Trotzdem kommt es nicht in unseren Breitengraden vor, sondern in Südamerika. Da die Gürteltiere, wie gesagt, harmlos sind, hat man lange nachdenken müssen, bis man einen halbwegs reputierlichen Grund, sie zu jagen und zu töten, gefunden hat. Endlich ist man darauf gekommen, daß sie durch ihre unterirdischen Höhlenbauten die Wege für Reiter unsicher machen!

Oh, das Vieh lebt nicht, das den Mörder Mensch in Verlegenheit bringen könnte.

Unser Gürteltier macht keineswegs einen trägen Eindruck. Es patrouilliert, wie die meisten Vierfüßler im Tiergefangenhaus, die Wände seiner Box unermüdlich ab, mit jener hoffnungslosen, sinnlosen, fiebernden Geschäftigkeit, die durch äußere Unruhe innere zu beschwichtigen trachtet. Lauter Elektras in den Käfigen der Vierfüßler!

Der Elefant

scheint über solche Haftstimmungen hinaus zu sein. Weil er ein Dickhäuter ist. Er hat wirklich was von einem indischen Weisen, in der Fülle seiner Gelassenheit, in der Gelassenheit seiner Fülle. Gleichmütig sieht er die Leute an, als wollte er sagen: »Ihr könnt mir alle ins Privatleben gucken, meine Lieben«, und geht auf die Fiktion der Kinder, daß er sich gern altes Brot in den Schlund werfen lasse, mit onkelhafter Milde ein. Welche Bonhommie auf vier lederhäutigen Beinen! Wenn das ausgeglichene Tier, die Stirn in Falten gelegt, so hin und her spaziert, ist es, als ob der Elefant stumme Monologe halte, in solcher Zwiesprach mit sich Trost und Ruhe findend. In Nachdenken versunken, krümmt er manchmal mit dem Rüssel ein Fragezeichen, beantwortet sich die Frage selbst und

setzt, gewissermaßen als Abschluß und Resultat des Denkprozesses, hinten einen schweren klatschenden Punkt hin. Ein Weiser.

Der Löwe

liegt heraldisch da, ohnmächtig und furchtbar. Ecce animal!

Der Fuchs

entpuppte sich beim näheren Hinsehen als zwei Füchse. Den einen sah man kaum, so dicht war er zugedeckt von dem anderen. »Schau, ein Fuchs«, sprach die Mama. »Zwei«, erwiderte das aufgeweckte Kind. Infolgedessen sagte die Mama: »Rasch, komm zum Dromedar!« Beim

Dromedar

sind solche Überraschungen (daß man eines übersehen könnte) weniger zu befürchten. Die Mama sagte »Dromedar«, aber Dromedar heißt das einhöckrige Kamel. Das zweihöckrige, zu dem sie ihr Kindchen führte, heißt Trampeltier, der Dienstbote der Wüste. Ach, wie sieht unser Trampeltier aus! Zerlumpt und abgerissen, verwahrlost und schäbig. Von zehn Beschauern konnten neun die bittere Bemerkung nicht unterdrücken, daß sie da ein typisch österreichisches Kamel vor sich hätten.

Das wollige Fell hängt in Fetzen vom Leibe, Hautflächen von einem halben Meter im Durchmesser sind ganz nackt und kahl, auf den Schenkeln sitzen ein paar isolierte Haarstücke wie hingepickt. Ein trauriges Vieh. Auf Anruf reagiert es nicht; zu faul, mit dem Kopf zu schütteln, wedelt es nur mit dem quastigen Schweif ein fades »Nein«. Es ist ein Tier für Christian Morgenstern. Er hätte dem Kamel vielleicht ein Nadelöhr hingehalten und es so näher zu sich herangelockt.

Überhaupt Christian Morgenstern. Auf Schritt und Tritt muß du in der Menagerie seiner gedenken. Er hat das Lachen der nie lachenden Geschöpfe belauscht. Er hat das Übertier im Tier entdeckt. Er hat die Wissenschaft der Biokomik begründet.

DER OCHS IN TODESANGST

IM ALLGEMEINEN — SAGEN DIE PRAKTISCHEN Metzger — dürfe gelten, daß Schlachtvieh keine Todesangst empfinde. Besonders für Hornvieh treffe dies zu. Das Huhn, wenn die Köchin es so gewiß zwischen die Fäuste nimmt, das Schwein, zum Block geschleift: sie mögen ahnen, was ihnen bevorsteht. Aber Hornvieh ist eben Hornvieh. Dumpf, dumm, dämlich. Wehen des Todesfittichs spürt es nicht, und Schatten des Fittichs kann es nicht sehen, weil der gütige Mensch dem Ochsen die Augen verbindet, ehe er ihm die Keule auf das Stirnblatt schmettert. So ist er schon einmal, der Mensch.

Also Schlachtvieh hat keine Ahnung, was kommt. Zu Kriegsbeginn ist der Beweis im großen Stil erbracht worden. Da sah man es fröhlich brüllend durch die Straßen ziehen und die Stirnen, der Keule verfallen, hoch tragen.

Es leben aber auch Fleischhauer, die behaupten, dann und wann geschehe es, daß das dumme Vieh in articulo mortis sich benehme, als empfinde es Todesangst. Die meisten Ochsen betreten den Platz, wo an ihnen die entscheidende erste Handlung in der Reihe jener Handlungen vollzogen wird, die sie aus Lebewesen in einen Komplex von Eßportionen verwandeln, ruhigen Herzens, ohne Zeichen von Gemütsbewegung. Der Schlag trifft sie, und sie sterben eines schönen Todes. Bei einem oder dem andern Vieh jedoch trifft solche Erfah-

rung nicht zu: es gebärdet sich, als hätte es Beklemmungen, Ahnungen, Vorgefühle.

In der pikanten Stadt Budapest hat sich jüngst derartiges ereignet. Ich las darüber im Illustrierten Blatt, das auch von der Endphase des Vorfalls eine photographische Aufnahme zeigt.

Jener Ochs, jener Besonder-Ochs, von dem die Budapester Nachricht erzählt, wurde, zwei Schritt vorm Schafott — schon schneuzte sich, Luft und Klarheit seinem Hirn erblasend, der Hinrichter in die rot quadrillierte Schürze — von Todesangst befallen. Er zitterte, ächzte, stürzte in die Knie, als wollte er um Gnade bitten. Vielleicht erblaßte er auch, aber man sieht es einem Ochsen nicht an, wenn er erblaßt. Funktion des Lachens und Erbleichens ist den Tieren versagt: diese äußeren Zeichen der Heiterkeit und der Angst sind Reservatrecht des Menschen, des schamlosen Dünnhäuters. Ehe man dem Ochsen noch den Standpunkt als Schlachtvieh klarmachen konnte, hatte er sich losgerissen, tobte den Weg, den er gekommen war, zurück, überrannte Hindernisse, durchbrach Tore, lief auf die Straße. Er lief zehn Kilometer weit, und die Menschen sprangen zur Seite und brüllten wie Ochsen, die Wachleute hoben die Hand und ließen sie resigniert wieder sinken, in den Gasthäusern stürzten die Leute kauend, die Gabel in der Faust, ans Fenster, und ein zufällig des Wegs

schlendernder Dichter sah Feuer aus den Nüstern des rasenden Tieres sprühen. Zehn Kilometer weit lief der Ochs, der Schönheiten Budapests nicht achtend. Endlich wurde er müde und suchte Unterschlupf, denkt euch — in einem Keller! Welche Folgerichtigkeit des Fluchtgedankens! Hinab, unter die Erde, ins Dunkle, Abseitige, schwer zu Durchspähende. Sie fanden ihn natürlich doch, »gänzlich erschöpft«, wie der Bericht meldet. Er lag auf der Seite, geschlossenen Auges und ließ mit sich geschehen, was die andern wollten. Um die Vorderbeine kam ein Seil, um die Hinterbeine kam ein Seil; so schleiften sie ihn aus seinem Versteck ins Freie. Dann gruppierten sie sich um den Gefangenen, ein Mann hielt straff das rechte Seil, einer straff das linke Seil, einer, ein kurzer Kerl mit Schirmkappe, dickem Schnurrbart und Arbeitsschürze, setzte dem Hingestreckten den Stiefel auf die Flanke, und dann kam der Photograph und knipste für das Illustrierte Blatt.

Es wurde ein erschütterndes Bild. Wie er daliegt, der Bruder Ochs, des heiligen Lukas sanfter Freund, und um ihn die Schar der schrecklichen Gesichter, aufgebrochen von Gelächter, das ein Privileg ist der Menschenschaft!

Wahrscheinlich haben sie ihn dann mit zwiefacher Passion geschlachtet, im Schwung des Beils nicht nur Arbeitspflicht erfüllend, sondern auch Rachlust

befriedigend. Ein widerspenstiger Ochse, ein Ochse, der, wo es sich doch nur um Fleisch handelt, es mit der Seele bekommt, hat keinen Anspruch auf Sympathie.

Immerhin dürften die, die von ihm gegessen haben — ich hoffe das inständigst —, von Bauchgrimmen heimgesucht worden sein. Denn dieser Ochs war psychisch vergiftet. Kaum denkbar, daß die Toxine der Todesangst nicht auch in seine Fasern und Gewebe gesickert sein sollten.

Ich will den Herrn im Gasthaus, der beim Essen stets aus der mittleren Sammlung Majjhimanikayo des Pali-Kanons liest, fragen, was der Buddha über die Todesfurcht der Tiere weiß und sagt. Der Narr ist immer so vertieft in seine Lektüre, daß er auch, während er den Bissen zum Munde führt, nicht die Augen vom Buch wendet. Oft tropft ihm, und er merkt es gar nicht, der Bratensaft über die Weste.

SCHNICK

SCHNICK, DAS HÜNDCHEN DES POPULÄREN Schriftstellers Egon Friedell, ist gestorben. Es war ein liebes Tier, und wahr spricht die schöne Totenklage, die sein Herr und Freund ihm widmete, wenn sie sagt: »Wer ihn gekannt hat, wird meine Trauer um ihn teilen.« Dieser Hund war überall gern gesehen. Wo er hinkam, rief alles erfreut: »Halloh, Schnick! Guten Tag, Schnick!« Und kam Egon allein, rief alles beunruhigt: »Wo ist Schnick?«

Schnick kannte einige Kunststücke und hatte Drolligkeiten in sich, deren Charme keiner, der nicht ein ausgepichteter Bösewicht, sich entziehen konnte. Aber wie wenig war er darauf aus, sich zu produzieren. Wie ungern ließ er sich bitten und nötigen, wie taktvoll hielt er mit seinem Können zurück, und wie ging es ihm wider das innerste ästhetische Gewissen, immer wieder und wieder den Leuten dasselbe Theater vorzuunachen! Beifall schätzte er gering, nahm ihn mit spöttischer Teilnahmslosigkeit hin. Er lechzte nicht nach Publikum.

Dieser Hund hatte ein philosophisches Wesen. Man sah ihn oft allein dahinwandeln, Wolken, Stein und Gräser prüfen, Sinn und Zusammenhang der Dinge erwitternd. Er konnte auch stundenlang ruhig liegen, und es schien dann, als ob er nachdenke. Aber — als kluges Geschöpf, das er war — mag er bald zur Erkenntnis, daß er nur ein rezeptiver, kein produktiver Denker wäre, gekommen und ihm als höchstes Ergebnis seines Nachsinnens dessen Frucht-

losigkeit bewußt worden sein. Als redliches Tier zog er hieraus die Konsequenz, das Zusammengeknüffelte bei sich zu behalten. Er war kein Philosoph für die Zeitung, die Platttheit will oder billige Paradoxie. Er besah sich die Welt und hielt das Maul. Er verschmähte es, durch düsterhaftes Getue mit dem, was er im Buche der Natur gelesen hatte, sich bei einer niveaulosen Hundeschaft in Ruf zu setzen. Popularität war ihm lastig, nicht beglückend.

Er war ein Charakter. Er gehörte nicht zu jener Rasse, die die dreckigste Hand leckt, wenn sie nur kraut. Keinem bellte er nach dem Munde, und das Aufwarten, Apportieren, Stockspringen, womit sich seine Artgenossen in besseren bürgerlichen Kreisen so beliebt machen, lernte er nie. Er gehörte nicht zu jenen Hunden, die, wenn sie ins Zimmer gemacht haben, sich ahnungslos stellen, oder, werden sie überführt, den unreinlichen Akt als eine Tat angewandter Ironie gedeutet wissen wollen. Er war kein Gesellschaftshund. Die Kunst, nach Bedarf denselben Menschenfuß zu umwedeln oder die Hinterpfote gegen ihn zu heben, blieb ihm zeit-lebens fremd.

Mich hat er nie leiden mögen und mir das auf eine kühle, höfliche Art gezeigt. Meine Sympathie und Achtung für ihn hat solches Betragen nur vertieft.

Schnick war klein, zart, in Lauf und Haltung von einer sonderbar windschiefen Grazie. Und obgleich er also durchaus der Gegensatz seines Herrn war, lebten beide doch in rührender Freundschaft miteinander, die das Gesetz der aus Kontrasten geborenen Harmonie eindringlichst bestätigte.

REISE

DIE SENSATION DES REISENS BEGINNT MIT dem Koffer. Das breit über die Wohnung ausgestreckte Leben löst sich von ihr ab, zieht die Glieder ein, schrumpft zusammen, schlüpft in eine kleine lederne Tasche. Wie beklemmend ist das und wie befreiend!

Dann kommt der letzte Blick ins Zimmer, beladen mit Bangigkeit und Gespensterfurcht und aller Angstfreude des Abschieds.

Auf der morgenroten Straße gehen die Menschen ihren Weg, den sie alle Tage gehen, Körperchen im Leben tragenden, Leben wirkenden Kreislauf. Er macht es auch ohne mich: das ist ein kränkendes Hochgefühl.



Wenn ich in der fremden Stadt auch gar kein Erlebnis habe, so habe ich doch das Erlebnis, in der Fremde zu sein. Es wird vermittelt nicht durch die unbekannten Straßen, Häuser, Trachten, Fuhrwerke, Speisen, sondern durch die selbstverständliche Beziehung der hier heimischen Leute zu diesen Dingen; und durch mein Ausgeschaltetsein von solcher Beziehung. Wie seltsam, daß Hunderttausenden gewohnt und gewöhnlich ist, was mich labyrinthisch lockt und verwirrt, daß da Menschen und Dinge in einem Ton zusammentönen, indes die gleichen Dinge und ich einen Zweiklang geben, daß ich also gewissermaßen in einer musikalischen

Spannung mit dem Ort verbunden bin, die für alle andern gänzlich gelöst scheint, das mich anreizt und ruft, was sich um die andern gar nicht kümmert, daß die Blicke der vielen, wo meinem Blick der Weg verstellt ist, unaufgehalten durchspazieren wie Gespenster durch Mauern.

Sonderbar: da wohnen, hausen, leben Menschen richtiges Leben . . . zwischen meinen Theaterkulissen.



Wir sitzen sechs Personen im Eisenbahnabteil. Sechs Menschen in einer engen Schachtel, die mit Heftigkeit durch den Raum gerissen wird. Glas klirrt, die Schnur, mit der die Haube über das Deckenlicht zu ziehen ist, pendelt weich und ohne Eigenwillen, Holz knarrt, die Fensterscheibe weint schmutzige Tränen, und ringsherum ist lauter Relativitätstheorie.

Wir sind Gefangene der Bewegung, die uns fort-schafft, und müssen ihr folgen. Stoß und Erschütterung treffen uns gemeinsam: vor dem Tempo sind alle Fahrenden gleich. Also bindet uns sechs, so fremd und fern wir einander sind, doch ein gewisses, dumpfes, fades Solidaritätsgefühl . . . und jene Feindschaft, die über längerer Gemeinsamkeit sich bildet wie Dunst über stehendem Wasser.

Indes wir fahren, vergeht die Zeit, vergeht der

Raum, und jeden Augenblick sind wir wo anders. Das ist ein drolliges Gefühl: als ob wir verschlungen würden von etwas, das wir verschlingen.

Durch das Fenster knüpfen und lösen sich viele optische Bekanntschaften. Ruhevolle Holzstapel, Pfützen, sanft und dumm wie Tieraugen, graziöse Telegraphenstangen, Licht und Dunkel. Felder, Berge, Gewässer: die sogenannte Natur rollt wie Grammophonplatte ab, und das Gemüt, mit nadelfeiner Berührung sie streifend, entlockt ihr verwischte Melodie.

Im Kupee gibt es Hunger und Schlaf, Erinnerung und Pläne, die süßen Beine der Nachbarin, Sorge, Traum, Zeitung, Übelkeiten. Reise — Lebensreise. Jeder macht es sich, so gut er kann, bequem.



Wir sechs haben Namen. Wir heißen. Hunde und Pferde bekommen auch, würdigen wir sie näheren Verkehrs, Namen. Die Kanarienvögel heißen alle »Hansi«. Sie sind zu klein, als daß es sich lohnte, für jeden extra etwas zu erfinden. Die Tiere des Waldes und der Wildnis tragen keine individuellen Namen; den erhalten sie nur für den besonderen Fall, daß sie in Menagerien oder Varietés, also in nähere und stetigere Berührung mit dem Menschen kommen. Wir bezeigen dem Tiersubjekt mit der Namenszuteilung schon eine Art Anerkennung sei-

ner Intelligenz: noch niemals ward ein Fisch Pepi oder Nathan gerufen.

Dem Menschen ist der Name etwas sehr Wichtiges. Er hält ihn gern »in Ehren«, und der Gedanke, daß auch Leute, die ihn nicht persönlich kennen, mit seinem Namen eine bestimmte Vorstellung verbinden, hat für manchen etwas Berauschendes. Wenn man den Leuten zumutete, Nummern statt Namen zu tragen, würden sie das als ein Schimpfliches, als Beleidigung und Kränkung ihrer Menschenwürde empfinden. Aber warum eine Zusammenstellung von Lettern ein menschenwürdigeres Kennzeichen abgeben soll als eine Zusammenstellung von Ziffern, ist nicht einzusehen. Klingt »Pollitzer« respektabler als »60.482«?

Der Herr unmittelbar gegenüber hat sich mir vorgestellt und ich mich ihm. Nun rufen wir uns mit skurrilen Lautkompositionen, die, wären sie keine Namen, nicht die Spur eines Sinnes hätten.

Wie komisch, daß auch Ortschaften heißen! Ihre Namen stehen auf den Mauern der Stationsgebäude. Da sie nicht reden können, stellen sie sich auf diese Weise vor. »Chaumont! . . .« »Sehr erfreut, mein Name ist Doktor Kratochwill.« Nur die ganz großen Städte finden es nicht nötig, ihre Visitenkarte an die Bahnhofswand zu heften. Sie haben, wie Kaiser und Könige, kein Türschild.

Meer und Berg haben auch Namen, aber er liegt

auf ihnen so locker wie Zeitliches auf Ewigem. Gott hat keinen Namen (die Götter hatten welche), und wenn man ihn anspricht, nennt man ihn mit dem Wort, das seinen Beruf ausdrückt.

Als Elsa ihren Lohengrin beim Namen rief, war der Zauber aus. Alles Schöne, Himmelentstiegene, Erlösende ist anonym.



Ich möchte wissen, ob während der Fahrt durch den Tunnel, wenn völlige Dunkelheit in der Schachtel herrscht, alles in ihr so bleibt, wie es ist. Ob da nicht die Dämonen, frei von der Bindung durch Licht, hervorkommen zu kurzer Kurzweil. Ob da nicht die Fratzen, die während dieser Minuten sich nicht zu genießen brauchen, ihre wahre Fratzenhaftigkeit bekennen. So ein plötzliches Stück Nacht, mitten im Tage, muß doch ein Fressen sein für Kobolde und Gespenster.

Jedenfalls scheint es, als ob wir, wiederum draußen aus dem Tunnel, alle etwas verlegen-unverlegene Gesichter machten, betont unbefangen täten. Obgleich ja wirklich nichts geschehen ist, setzen wir alle eine Miene auf, als ob nichts geschehen wäre.



Wir sechs in der rüttelnden Schachtel blicken zum Fenster hinaus und denken. Wenn alle diese Ge-

danken sichtbar würden, in die Luft projiziert, was gäbe das für Getümmel von Bildern, Figuren, Gesichtern! Es ist aber auch so, infolge der sechs tätigen Menschenbewußtseine, ein stummer Lärm im Abteil, der auf die Nerven geht.



Um jeden hängt und schwebt es wie unsichtbare Wolke: das ist die psychische Ausdünstung. Sie wird, wie die des Körpers durch das Geruchsorgan, durch Organe wahrgenommen, die der Forschung noch Geheimnis und vermutlich in der Leistengegend untergebracht sind. Ist diese Wahrnehmung von Lustgefühlen begleitet, so empfinden wir die sogenannte Sympathie. Dann haben wir ziemlichen Kummer, wenn die Reisegefährtin das Kupee verläßt, wieder verschluckt wird von der Fremdheit, aus der sie aufgestiegen ist.

Abschied von nahen Menschen tut weh. Aber auch Abschied von Menschen, die vielleicht hätten nahe werden können, ritzt die Seele. Unbekannte Freude, unbekannte Not entschwinden da und hinterlassen eine Leere in der Phantasie, so peinlich, wie Leere im Magen. Ein Vorhang ging nicht auf, und nie wirst du das Schauspiel wissen.

»Guten Tag«, sagt die Frau beim Weggehen. Wir antworten »Guten Tag« und schämen uns, Gott weiß warum, voreinander. Der Herr, der den freien

Platz einnimmt, trifft auf feindselige Mienen: weil wir andern ja schon sieben Stunden beisammen sind, eine Majorität bilden und die irgendwie ausnützen wollen, weil wir Siebenstündler eine Kupeetradition haben und uns als deren Hüter gegen den Neuen in Abwehrposition setzen.



Der Schaffner unterscheidet sich nicht nur durch seine Uniform und Amtspersönlichkeit von den Fahrgästen, sondern auch durch etwas übersinnlich Besonderes. Er ist ein Reisender, der nicht reist, er fährt nicht, um zu fahren, und nicht, um wohin zu kommen. Er bewegt sich mit der Bewegung, um dabeizusein bei der Bewegung. Aber sie ist für ihn ganz zwecklos. Er ist innerhalb der Wirklichkeit und doch außerhalb der Idee! Das muß einen Menschen ja zerreißen. Denkt euch den Wirt oder Kellner, der seinen Gast nicht anders bedienen könnte, als indem er — ohne Hunger oder sonst welchen Grund, der Menschen zum Essen veranlaßt — alles, was der Gast ißt, mitäße, genau das gleiche Quantum im gleichen Tempo und in der gleichen Reihenfolge!

Wie eine Linie eine ununterbrochene Reihe von Punkten, so ist ein fahrender Schaffner eine ununterbrochene Reihe von stehenden Schaffnern. Wenn ich expressionistischer Zeichner wäre, würde

ich den Schaffner horizontal zeichnen, über die ganze Strecke gespannt, die Füße in Köln und den Kopf in Berlin.

In Paris sah ich — es ist eine abenteuerliche Geschichte, und ich erzähle sie vielleicht einmal — etwas Unheimliches: einen Schlafwagenkondukteur in seinem Bett, im Nachthemd. Man könnte, wenn man Neigung zum Grübeln hat, verrückt werden über solchen Anblick.



Der Mann am Fenster schläft. Die Züge seines Gesichts sind mitten auf der Strecke stehengeblieben. Doch man brauchte nur zu pfeifen, und sie liefen wieder.

Die geschlossenen Augen mit den dichten Augenbrauen sehen aus wie zwei Fermaten. Was für volles Haar er hat! Es wächst auf seinem Schädel wie Gras; von Zeit zu Zeit geht er wohl zum Friseur und läßt sich mähen.

Indes er schläft, wächst das Haar auf seinem Schädel und die Nägel an seinen Fingern und Zehen ein winziges Stückchen weiter. Er treibt wie die Erde; im Winter auch sogar.

Welche Unordnung in dem Schlummergesicht! Ein zusammengeworfenes Mienenspiel liegt herum, an den Lippen kleben Reste von Gesprochenem. Wie in einem unaufgeräumten Zimmer — ach, wenn die

Seele nicht immer dahinter her ist! — sieht es aus in der verlassenen Visage.

Leben und Tod mischen sich auf ihr zum unheimlichen Phänomen Schlaf. Und als spürte der Mann, wie häßlich ihn der Schlummer mache, zieht er den Schoß seines Paletots über die Nase, verhüllt das entstellte Antlitz mit der Toga.

Auch die andern schlafen. Sie liegen und hocken in sonderbaren Verkrümmungen, wie abgeschnittene und heruntergepurzelte Marionetten. Es macht einen komischen Eindruck.

Aber ein wenig auch den Eindruck: Gruppe aus dem Tartarus.

ZITRONEN

AM WESTUFER DES SEES LIEGT EIN ORT, DER ganz dem Zitronendienst ergeben ist. Auf vielstufigen Felsterrassen blüht und reift die Südfrucht, zwischen langen geraden Reihen weißer Steinpfeiler, Säulchen der Tempel, die dem Kult der Zitrone erbaut sind. Vor dem Kriege, sagt der Führer, wurden in der kälteren Jahreszeit über die Steinpfeiler schützende Bretter gelegt, jetzt tun das die Gärtner nicht mehr. Wahrscheinlich hat der Krieg, der vieles umstürzte, auch das Klima oder die Gewohnheiten der Zitrone geändert. An ihn, den Krieg, erinnern Gänge, Galerien und Höhenbauten, die die Felsstraße durchfurchen. Hier hockten, Gasmasken vor dem Menschenantlitz, die österreichischen Tridentiner und verteidigten ihr Vaterland gegen ihre Muttersprache, die ihrerseits mit schwerer Artillerie das Land zerschloß, nach dem sie liebend begehrte. Auch bekommt man im Ort eine Ansichtskarte zu kaufen, auf welcher ein habsburgischer Erzherzog und seine Suite, versammelt vor dem municipio des Städtchens, dargestellt sind. Es war eine häßliche Zeit!

Neben den Zitronen werden nach wenigen Wochen im dunklen Laub die Goldorangen glühn. Jetzt sind sie noch grüne, runzlige Kugeln. Zwischen Zitronen und Orangen aber gedeiht der Kapernstrauch. Interessant, die Kaper — ich weiß nicht, ob sie überhaupt einen Singular hat — die uns nur als verschrumpelte Beere bekannt ist, einmal in ihrer

fröhlichen Jugend kennenzulernen. Wie schön ist die Blüte, wild, absonderlich. Zwischen gestäubten Staubgefäßen mit violetter Spitze ragt ein Stempel, der jedes psychoanalytische Herz höher schlagen lassen muß.

Am Eingang des Gartens empfängt dessen Herrin vornehm die Besucher. Am Ausgang dann verlangt sie Geld. Beim Empfang scheint sie eine Schloßdame, beim Abschied eine Zitronen-Koberin. Hingegen der Führer war ein reizender Mensch. Er wußte sehr viel vom Leben und Treiben der Zitrone zu erzählen, und was die Luders für Launen haben, und wie man sie fein und listig behandeln müsse. Gegen die Damen benahm er sich ungemein höflich, der Kavalier, und übergab jeder eine Kapernblüte, der freche Mensch. Auf dem Dampfer, der eben landete, spielte eine Kapelle das Lied der Lieder: *Giovenezza, giovenezza, primavera di bellezza!* Mein Führer hielt sich die Ohren zu, und seine Pupillen wurden noch schwärzer. Wir saßen dann miteinander in einer Laube, von deren lebender, grüner Decke die Trauben schwer und sinnlich herabhingen, sich spiegelnd in dem *vino santo*, als welcher sie nach ihrem Tode süße Auferstehung feiern. Es war ein feiner, tiefer Abend, der Blick faßte den See und die grünbraun schimmern den Felsen, hinten reiften stumm und ohne Pause die Zitronen, und zur Seite krümmte ein zerbrochenes

Gäßchen sich bergan, Häuschen über Häuschen gepurzelt, aus Schutt gebaut oder schon halb zu Schutt geworden, mit Stuben, durch deren Fenster man sehen konnte, wie übel es in ihnen roch, mit Mauern, von jeder Krätze heimgesucht, die eine Mauer nur befallen kann . . . kurz: malerisch. Man kann aber auch sagen: pittoresk. So nennt der Wanderer Siedlungen, vor denen ihm, indes sie ihn optisch beglücken, graut. Am Landungssteg saß auch eine ältere Dame, ein Skizzenbuch auf den Knien und eine Kapernblüte im zitronenfarbenen Haar. Armes Weib!

Der Führer ist ein rechtschaffener Mann in gemeiner, mitteleuropäischer Arbeitstracht, gar nicht pittoresk. Bei Tage müht er sich mit Fischerei und Gärtnerei, und abends spielt er »Trischak«. Zwei Karten von vieren behält man, zwei legt man weg und kauft frische . . . und die Dame sticht alles! Über diese bizarre Landessitte äußere ich Befremden, und er wiederum ist sehr verwundert, daß im Norden die Bräuche so ganz andere sind, und im Gespräch über Trischak kommen wir einander noch näher, als Politik und Zitrone uns schon gebracht haben. Übrigens ist auch eine Kegelbahn im Zitronenhain, und man schiebt dort auf sieben Kegeln, nicht auf neun wie in rauheren Klimaten. Kein Wunder, daß es zwischen Völkern, die auf neun, und einem Volk, das auf sieben Kegel schiebt, zu einer kriegerischen Auseinandersetzung kommen mußte.

Die Zitrone, uns nur in einem subalternen Verhältnis zu andern Speisen bekannt, ist in diesen wunderbaren Gärten eine autonome Frucht, die man essen kann wie anderes Obst. In ihrer Säuerlichkeit steckt als Seele eine zarteste Süße, und ihr Fleisch schmeckt entschieden jungfräulich. Aber die ästhetische Pointe des Zitronenbaums ist nicht die Frucht, sondern der Geruch seiner weißen Blüte, ein Duft von unvergleichlich sanfter, schmeichlerischer Fülle, vielleicht das edelste Parfüm, das die Sonne herstellt. Und später dann wird aus der Blüte, die so was unirdisch Feines ausatmet, ein dickes, gelbes, schweres Ding, dessen Anblick schon auf die Speicheldrüsen wirkt. So ist es nun einmal im Leben, auch in dem der Zitronen. Giovenèzza, giovenezza, primavera di bellezza!

Auf dem Dampfer hat der Capo der Musikanten ein Evviva ausgebracht für den König, eines für Italien, eines für »unsere Toten«. Jetzt ruft er noch einmal Evviva, doch es fällt ihm nichts mehr ein, was leben soll, er sieht sich verlegen um . . . auch seine Spielleute wissen keinen Rat. Darauf fährt der Dampfer ab. Einsam und unerlöst zieht ein Evviva durch den Weltenraum und sucht bis an der Tage Ende sein komplementäres Was.

DIE TAUBEN VON SAN MARCO

EINEN »RIESIGEN FESTSAAL MIT MARMOR-parkett« nennt Griebens Reiseführer, nun schon in der sechsten Auflage, den Markusplatz. Also wird er das wohl sein.

Das ganz Besondere dieses Saales steckt in dem, was ihm zum Saal fehlt: im Plafond, den er nicht hat. Sein Fehlen gibt der Schwere Leichtigkeit, dem Strengen Anmut. In der Luft, die sie umspielt, löst sich zaubrisch der Steine steinerne Ernst.

Daß der Himmel die Decke abgibt, ist die wahrhaft himmlische Pointe dieses Festsals und unterscheidet ihn sehr vorteilhaft etwa von den Sälen des Dogenpalastes, die bis zur Decke, und insbesondere an dieser, voll sind von lauter Robustis und Caliaris (bekannter unter den klangvollen Spitznamen Tintoretto und Veronese). Diese venezianischen Meister entwickelten eine Produktivität, die der größten Wände spottete (der alte Palma war auch nicht faul), und hätte der Markusplatz eine Decke, so wären wir heute gewiß um etwa zehntausend Quadratmeter Tintoretto und Veronese reicher. Er hat aber keine. Die wechselnden Farben des Himmels leuchten und dunkeln über ihm, man muß sich nicht das Genick verrenken, um ihre Schönheit zu genießen, und ringsherum ist, von den Bildern in den Kaufläden abgesehen, gar keine Malerei, sondern lauter Architektur. Rechts die alten, links die neuen Prokurazien, wenn man sie verwechselt, macht es auch nichts, im Osten geht

strahlend die Markuskirche auf, und die Wand im Westen hat der Baumeister mit genialischer Frechheit so hingestellt, daß sie den Platz einfach zumacht. Der Decke, die dem riesigen Festsaal fehlt, danken wir auch die Tauben, die ihn und den Fremdenverkehr so prächtig beleben. Mit den Tauben, ganz im allgemeinen, ist das eine eigentümliche Sache. Man verzärtelt und man frißt sie, man fühlt und man füllt sie, sie sind das Symbol der Sanftmut, des Friedens, der Liebe, und man tötet sie, wett-schießend, zum sportlichen Vergnügen. Die Tauben von San Marco drücken über diese Gemeinheiten des Menschen ein Auge zu und verkehren mit ihm in herzlichster Unbekümmertheit. Es sind sonderbare Tiere, denen vor gar nichts graust. Sie setzen sich den widerwärtigsten Gesellen und den häßlichsten Weibern auf Schultern und Haupt und lassen sich mit ihnen photographieren. Sie verstehen jede Kultursprache, außerdem auch Sächsisch. Sie selbst geben keinen Laut und, wie es scheint, auch sonst nichts von sich, so verlockend es für sie sein mag, wenn sie auf dem Schädel solch eines strammen Reisebruders sitzen, der sich nicht an die Wimpern klimpern und auf den Kopf machen läßt, eben dies zu tun. Täten sie so, auch dann bliebe es noch immer rätselhaft, daß nicht tagtäglich ein Campanile aus Taubenguano auf dem Markusplatz wächst.

An dem sonnigen Septembervormittag, an dem ich die Freude hatte, die Tauben von San Marco zu beobachten, waren dort ihrer dreißigtausendsechshundertundvierzig Stück versammelt, ein paar Sonderlinge, die allein auf der Piazzetta spazieren gingen, nicht mitgerechnet. Plötzlich flogen alle mit-sammen auf und flatterten in großen, schiefen Ellipsen stürmisch rauschend über den Platz. Und als sie zu Boden gingen, ein gewaltiger weicher Wirbel von Blau und Weiß und Grau, war es, als ob sie aus der Luft geschüttet würden, so dicht fielen und lagen sie zuhauf übereinander. Das, die Ellipse und den Wirbel, wiederholten sie dann noch mehrmals, ohne Anlaß oder Nötigung, als Produktion oder aus sportlichem Übermut oder irgendwelchem geheimen Taubenritus gehorchend.

Wenn es dunkel wird, beziehen sie Quartiere in den Rundbögen der Markuskirche, und wo immer die Fassade überdachten Platz bietet. Dort hocken sie müde, schweigsam, aufgeplustert, nur manchmal fliegt eine ein paar Ellipsen, vielleicht im Traum, vielleicht durch das Aufblitzen der Bogenlampen zur Meinung verführt, es sei schon Tag und der Dienst beginne.

Aber der Photograph von San Marco bringt das Paradiesische der Gruppe: Mensch und Tier zustande. Er schüttet dem Individuum, das sich, einen Ausdruck unbeschreiblich blöder Süße im Antlitz,

seiner Platte stellt, Taubenfutter ins Haar. Die guten Tiere gehen auf den Vorschlag ein und holen sich Körner aus der Frisur. Es ist Fraß und sieht aus wie Idyll. Der Mensch hält den Atem an, rührt sich nicht: siehe, ich bin ein Futternapf! So lockt man die Kreatur, nicht nur die Tauben von San Marco, nahe, ganz nahe, stimmt sie zutraulich und kann sie streicheln oder ihr den Kragen umdrehen, je nachdem man gerade mehr zum Idyllischen oder zum Praktischen neigt.

DIE LILAWIESE

SOUND SO VIELE METER ÜBER DEM MEERES-
spiegel liegt die Kleewiese. Seit mindestens zweimal
hunderttausend Jahren schon. Die Nacht wirft ein
dunkles Tuch über sie, der Tag zieht es wieder fort.
Die Wolke weint sich an ihrem Busen aus, der Sturm
bestürmt sie, das Lüftchen plaudert mit Gräsern und
Blumen. Der Nebel stülpt eine silbergraue, von
schwarzen Rauchfäden durchwirkte Tarnkappe über
die Wiese, der Frost reißt ihr die Haut in Fetzen, die
Sommersonne kocht sich ein Ragout aus Duft und
Dunst.

Der Wiese ist das alles ganz lila. Kalt oder warm,
feucht oder trocken, Leben oder Tod . . . sie duldet es
in vollkommener Gleichgültigkeit. Das liegt schon so
in der Natur der Natur.

Daß die Kühe sie berupfen, treten und düngen, scheint
der Wiese nicht wesentlich. Auch nicht, daß Men-
schen sie ansehen und sich Verschiedenes dabei
denken.

Viele kommen vorüber, achten ihrer nicht. Viele
bleiben stehen, ziehen einen kräftigen Schluck Berg-
wiese in die Seele.

Die Bergwiese liegt da, läßt sich geruhig abweiden
von Kuhmäulern und Menschengenossen.

Sie gibt jedem das Ihre, das das Seine ist.

Einer kommt gerade vom Friedhof: da ist es ein
Brocken Schwermut, den er auf der Wiese findet.

Einer vom Mahl, Verdauungsglück in den Eingewe-
den. Ihm rauschen die Gräser: Der Mensch ist gut.

Einer vom geschlechtlichen Exzeß: ihm predigt die Wiese sanfte Wonnen des Verzichts.

Einer aus dem Kaffeehaus, taumligen Herzens, vergiftet von Nikotin und Koffein und Nebenmensch-Atem. Ihm bietet die Wiese einen Splitter vom Stein der Weisen, der heißt: Natur!

Einer von der Landpartie mit der eigenen Frau; da ist es ein anderer Splitter vom Stein der Weisen und heißt: *Fiche-toi de la nature!*

Dabei kann der eine auch ganz gut immer derselbe sein.

Jeder Wanderer glaubt, die Stimme der Kleewiese zu vernehmen; aber er vernimmt immer nur seine eigene. Am gründlichsten in diesem Punkt täuscht sich der Dichter. Wär' er's sonst?

Jahreszeiten und Wetterlaunen der Menschenseele läßt die Wiese so gelassen über sich ergehen wie Sonne, Schnee, Nebel und den munteren Sausewind. Seufzen und Lachen hört sie, das Tirilieren der Zärtlichen, die Debatte der Botaniker, die Fachgespräche der Bauern, das innere Geschrei des Lyrikers. Publikum!

Den Dichter aber wurmte es, als Publikum genommen zu werden wie die andern. Es paßte ihm nicht, daß er ein Verhältnis zur Wiese hatte, die Wiese aber kein Verhältnis zu ihm. Und dann: was hat denn ein Dichter von seiner Beziehung zur Natur, wenn niemand weiß, daß er sie hat?

Deshalb entschloß er sich, für die Kleewiese etwas zu tun.

Abends sagte jemand: »Schön ist der Überzieher des . . .« »Nein,« rief der Dichter, »schön ist die Bergwiese!« Er belegte sie für seine Begeisterung, wie man einen Platz belegt im Eisenbahnkupee.

Zu Pfingsten stand die Wiese, in freie Rhythmen verwandelt, auf den Buchhändlerregalen: »Die lila Wiese.« Davon hundert Exemplare auf Bütteln, handsigniert.

»Die lila Wiese kann sich alle Gräser ablecken,« sagten die Leute, »daß sie solchen Erklärer und Verklärer gefunden hat.«

»Ich kaufe mir noch heute eine Photographie.«

»Der Kleewiese?«

»Nein, des Dichters.«

Mehrere Forstadjunkten zogen in die Stadt, um beim Verfasser Natur zu hören.

Ein Rabe, mokant wie Raben sind, gratulierte der Wiese. »Sehr nett ist das, was Sie da über den Dichter gedichtet haben«, sagte er.

Der junge Rechtsanwalt aber schenkte das Buch dem goldhaarigen Fräulein Hilde.

»Ich bin ganz heiß geworden bei der Lektüre«, flüsterte sie, das Haupt an seine Schulter schmiegend. Behutsam legte der Anwalt die Hand auf die Hand des geliebten Mädchens, sagte leise des Dichters Na-

men, nichts sonst, wie Werther in gleicher Situation nur gesagt hatte: »Klopstock!«

Gewitterwolken standen über dem Kurhaus. Die Kapelle spielte: »O Katharina.« Und der Rechtsanwalt hauchte einen Kuß auf Hildes kurz geschnittenes Haar, hinten, wo es in ganz kleinen Borsten steht und schon wieder seine natürliche Farbe zeigt.

DREISSIG GRAD IM FEBRUAR

NOCH IST DER FRÜHLING ROH, ABER SCHON genießbar. Die Luft schmeckt nach unreifer Hitze, und es riecht nach Blumen, die nicht da sind. Ein paar Schweinchen laufen über'n Hof, froh der Bewegung. Noch dürfen sie, in der Vorfrühling-Phase der Schinken und Würste, deren wahrlich inkarnierte Idee sie sind, frei galoppieren. Der Tod persönlich, die Sense, das Messer, dem sie entgegenschwellen, im Stiefel, jagt sie mit Händeklatschen und freundlichem Scherzwort. Die Sonne probt, es geht schon ganz gut. Blank ist der Himmel, von der Farbe dünnen Glases, als wäre vorläufig nur eine erste Schicht Blau aufgetragen. Es ist warm kalt. Große Fliegen, verirrt in der Zeit, hineingefallen der Sommer-Täuschung, verhungern an Fensterscheiben. Über Baum und Strauch liegt ein Traum von Grünem, im neuen Moos, das den Waldboden deckt, wird er bereits smaragdene Wirklichkeit. Die Dorfstraße ist dicker, appetitlicher Kot, die Auto-Pneumatiks haben lange Linien ihrer Ornamente in den nachgiebigen hineingedrückt. Wenn er hart sein wird, werden sie ihn zu Staub zermalmen: das ist das Los des Charakters auf der Erden! Überall strolchen Hühner, neu in der neuen Sonne, lernen sich im Freien orientieren und die Gegend kennen. Vereiste Pfützen, hier und da, warten auf das Unabwendbare, an der Landschaft hängen Schneekrusten, Fetzen und Fäden eines zerrissenen, fortgewehten winterlichen Überwurfs. Aus der Kotlache trinkt

ein Ententrio. Immerzu trinkt es, das kann nicht Durstlöschen, das muß Beschäftigung sein oder Spiel, oder sie wollen dem Tümpel, in dem der Himmel sich spiegelt, auf den blauen Grund kommen. Die Gänse hingegen, weiß sind sie und wollen es bleiben, suchen das fließende Wasser, sie machen sich kalt, dann haben sie doppelten Genuß von der unwahrscheinlichen Februar-Sonne. Die Jahreszeit ist aus den Fugen. Durch den Wald, noch offen nach allen Seiten hin, schwärmen Licht und Luft in heitrer Freiheit, nützen die Chance, von keinem Laubgitter abgehalten zu sein. Den Dorfkötern ist das Wetterwunder ins Herz gefahren, sie schnappen nach den Sonnenstrahlen, kauen warme Luft und wiegen sich beim Gehen, als sei ihnen absurd leicht zumute. Entblößt liegt die Erde, aufgedeckt vom Sturm, mit ihrem Schlaf ists' vorbei und zum Aufstehen doch zu früh. Und von der Wärme überrascht, indes ihr der Frost noch in allen Gliedern steckt, kramt sie zögernd Frühlingssachen aus. Der Mensch aber hat Kopfschmerz und Gelüste, und seine rührselige Sinnlichkeit sucht unter anderm auch den Busen der Natur. Sein Gefühl setzt Knospen an, in denen wahrscheinlich nichts ist als Luft, in seinem Mystisch-Inwendigen rumort es wie von Keim und Wachstum, aber herauskommen wird nicht einmal Gras. Und welch beglückte Ruhe spiegelt sich in den Augen der Kuh, die zum erstenmal nach langer

Pause im Freien spazieren geht! Blickt sie sonst sanftmütig, so blickt sie jetzt liebevoll. Ich bin sicher, in ihrer schwabbelnden Brust schwabbelt etwas wie ein pantheistisches Weltgefühl, und hätte sie das Mimische heraus, sie würde lachen. Wann denn auch sollen die Kühe lachen, wenn nicht bei dreißig Grad im Februar?

DER KAPITÄN

DER KAPITÄN DES KLEINEN DAMPFERS IST der Kapitän. Er ist aber auch der Steuermann. Er verkauft die Fahrkarten und zwickt ein Loch in sie. Er hilft das Gepäck ans Land schaffen. Überdies gehört ihm der Dampfer.

Ein paar Haltestellen sind dem Schiffe Pflicht. An einigen — »Privatlandungssteg« sagt das Täfelchen — legt es nur an, wenn die Bewohner dort eine kleine Fahne hissen. Aus Coulance tut der Kapitän so.

Er steht auf der Kommandobrücke, das Steuerrad in harter Faust, und ruft durch das Sprachrohr hinab: »Vorwärts!« und »Stop!«

Im Bauch der »Helene« ist der Heizer tätig. Nachts, wenn »Helene« schläft, schimmert ein Licht durchs Kajütenfenster. Der Heizer wohnt im Schiff und bewacht es. Er schreibt Briefe oder liest Zeitung oder fettet seine Stiefel oder träumt oder döst nur vor sich hin oder hält Zwiesprach mit Gott, mit dem Teufel.

»Helene« hat ein Heck, einen Bug, einen Kiel. Alles hat sie, sogar eine Gallionsfigur, einen hölzernen Triton mit Dreizack, Umwittert ist sie von dem kühnen, salzigen Wortschatz der Nautik. Sie hat einen Fahrplan und eine Flagge und ein Rettungsboot und kann pfeifen, und dem Kapitän klirrt ein Kompaß an der Uhrkette. Aber er brauchte ihn nicht einmal des Nachts; der gestirnte Himmel wär' ihm Wegweiser genng.

Der Kapitän ist fünfundfünfzig Jahre alt. Er hatte

eine Frau, die hieß Helene, betrog ihn, weil er ihr vertraute, ging unter, in die Tiefe. »Helene« steuert er nun mit harter Faust, kein blinder Passagier wird geduldet, ein verlässlicher Gefährte hütet ihr inneres Feuer und wacht wider die Gefahren der Dunkelheit. Im Frieden war der Kapitän Kapitän, ein richtiger Kapitän auf einem richtigen Schiff. Er war »Kapitän weiter Fahrt« der österreichischen Handelsmarine, und auf allen Ozeanen schrillte seine Befehlspeife. Der Krieg und die Engländer erwischten ihn irgendwo in asiatischen Gewässern. Vier Jahre hockte er im Interniertenlager und träumte von Helene, die nicht von ihm träumte. Als er in die Heimat kam, war verschwunden was er geliebt hatte: Helene, die österreichische Handelsmarine, Gin, der tröstende Schnaps, und das Meer. Das lag nun jenseits der Grenzen und der Möglichkeiten. Es war fort und fern, wälzte sich in fremdem Bett, spottete der verstorbenen österreichischen Handelsmarine. Gin gab es keinen.

Der Kapitän verfiel in Trübsal und schlechten Sliwowitz und lernte chauffieren. Eines Tages kam er an den schwarzgrünen, tief im Tal versteckten Alpensee. Dort faulte und rostete, außer Dienst, ein alter kleiner Dampfer namens »Franz Joseph I.«. Der Kapitän kündigte seine Chauffeurstelle, blieb im Ort. Ein paar Dollar waren sein: die setzte er an den Kauf des verwitterten Kastens. Navigare necesse est.

Ferner erwarb er den Dackel des Metzgermeisters und nannte ihn »Gin«.

Den »Franz Josef I.« aber taufte er »Helene II.«. Der Kapitän weiter Fahrt ist nun Kapitän allerengster Fahrt. Vier Kilometer lang und drei Kilometer breit ist das Aquarium, darin der alte Seefisch sich tummelt. Es genügt ihm. Sein Leben hat sich nicht eigentlich verändert, nur, in geometrischem Sinn, »verjüngt«. Es ist kleiner geworden, gedrängter, ein Bruchteil seiner natürlichen Größe, wie unter den Abbildungen der Lehrbücher steht. Alles ist noch da, Helene, Schifffahrt, Kapitänschaft, nur ein wenig anders, als es war. Aber das sind Nuancen. Fische springen im See, Menschen sind in ihm ertrunken. Wenn dicht verwebt und versponnen die Regenfäden überm Wasser hängen, nimmt das Auge keine Küste wahr, ins Unendliche läuft die graue Woge. Der Kapitän hat die Kappe mit dem goldgewirkten Anker fest auf die Glatze gedrückt, der Ozean singt im Aquarium, hinter dem Gespinst von Luft und Wasser wehen Ceylons Palmen.

So weit war alles gut. Bis das Motorboot des Sommerfrischlers kam. Das störte den Traum und zerriß die Illusion. Mit seiner Kielfeder zog es weiße Streifen über den See, strich ihn einfach durch. Es verriet die Entfernungen als Nähen. Eine seidene Phantasiefahne wimpelte vom Bug, der Mann am Steuer hatte eine Mütze mit doppelter Goldtresse.

»Aladar« hieß das Boot. In koketten Schleifen schwärmte »Aladar« um »Helene II.« und flitzte ihr mit den Schnörkeln seiner leichten Lebensauffassung durch die Fahrbahn.

Der Kapitän haßte das Motorboot. Und liebte es.

Eines Tages wurde »Aladar« auseinandergenommen und verpackt. »Wir haben es ausprobiert«, sagte der Besitzer, »und gehen nun ans Meer mit ihm.«

Dem Kapitän macht »Helene« keine Freude mehr. Er hat den Plan, sie anzustreichen, fallen lassen, die Gallionsfigur einem Antiquitätenfälscher verkauft und die Fahrpreise erhöht. Er landet nur mehr, wo er muß. Vergeblich hissen die »Privatlandungsstege« das Fähnchen.

Er hat darauf verzichtet, Seemann zu sein, der Kapitän.

Denn »einmal stirbt die Sehnsucht doch«, wie Peter Altenberg dichtete.

DAMPFBAD

WIRKLICHKEIT IST NICHTS, EINBILDUNG ALLES, Zentralafrika weit und Dampfbad was Wundervolles.

Mittendurch geht der Äquator. Feuchte Hitze. Die Luft ist dunstig, verwischt alle Konturen, gedämpft jeder Laut. Auch das in nächster Nähe gesprochene Wort klingt von weit her, unwirklich, halb und flach, wie gerade noch knapp entronnen der Unhörbarkeit. Du bist in den Tropen. Gut verborgen zischt die vielgewundene Schlange des Dampfrohrs, aus weißer Wolke prasselt Sturzflut warmen Regens. In der Ferne heult ein Löwe. Es klingt wie: »... die Ehre, Herr Generaldirektor.« Die Menschen, wie das in diesen Klimaten üblich, gehen nackt oder nur mit einem schmalen Schamtuch bekleidet. Ihr Breitengrad ist erheblich. Es sind durchaus Individuen männlichen Geschlechts. Die Weiber hocken wohl daheim in der Bambushütte, rösten den Maiskolben oder stauben die Kriegstrophäen ab.

Um das Becken des Warmsees sitzen Schweigende, offenbar eine Priestergruppe, hingegeben irgendwelchem Rituale. Unbeweglich hängen die Füße ins Naß, angeln nach ihrem Spiegelbild. Auf die Köpfe klatschen in rhythmischem Fall Tropfen Wasser gewordenen, dem Wasser entstiegenden Dampfs, vollendend den Kreislauf.

Wenn ich in das Heißwasserbassin steige, muß ich zwangsläufig an »die Jüdin« denken, nicht an die,

an die ich sonst zwangsläufig denken muß, sondern an die von Halévy, an das unglückliche Mädchen, das der harte Kleriker, nicht wissend, es sei die eigene Tochter, in den Kessel voll kochenden Wassers werfen ließ. Vierunddreißig Grad sind schon eine Zumutung, die die Haut nur schwer erträgt . . . wie furchtbar weh müssen hundert Grad tun. Und dabei singt sie noch.

An Marter denkt auch, wer sich auf die Steinbank streckt, ausgeliefert den Vollziehern der Hygiene. Massage bietet zwiefachen Genuß, wenn du dir mit aller Einbildungskraft vorstellst, auf der Folterbank zu liegen, unterworfen dem peinlichen Verfahren. Es ist, als ob ein Engel seine Astralhand zwischen Henker und Opfer hielte. Liebliches Wunder! Du spürst den Schmerz . . . aber der Schmerz schmerzt nicht.

Ein behaglich stimulierendes Marterinstrument ist auch die »Eiserne Jungfrau«, die den, der sich von ihr umfassen läßt, hundert spitze Wasserdolche in die Epidermis sticht.

Die Dampfkammer aber, die ist wie ein Vorhof zur Unterwelt. Hier lösen sich die Kadaver aus der Form, erfahren gleichsam eine erste Zurichtung fürs Schattenreich. Die Erscheinungen zerfließen gespenstisch. Keine hat Kopf oder Füße, nur Bäuche geistern durch den Nebel, trotzen, Symbole der Erdgebundenheit, am längsten der Vernichtung.

O Bauch, herrische Trommel, rufend zu Lust und Streit, bestimmend den Takt der Welt und all ihrer Kriegsmusiken seit Urbeginn!

Sonderbar sind nackte Kulturmenschen. Man kann sie sich nicht denken, ohne an den Anzug zu denken, in den sie gehören, und von dem sie für eine Stunde beurlaubt sind. Wie abgehäutet sehen sie aus in ihrer natürlichen Haut. Wie herausgeschälte Kleiderkerne.

Wenn du schwankst, in welches Theater du gehen sollst, geh ins Dampfbad. Es ist billiger und gibt geistige Anregung, Sinnenfreude, Phantasiebeschwingung. Außerdem ist es ein Inbegriff praktischer Lebensweisheit. Denn durchgeknetet sei der Mensch, abgebrüht und kalt geduscht. Oder auch: *mens sana in corpore sano*, wie überm Tor des Dampfbads zu lesen ist.

ES WIRD NIEMANDEN INTERESSIEREN, DASZ ich auf dem Semmering war. Das Ereignis ist so belanglos wie die Ermordung Kaiser Albrechts des Zweiten oder die Geburt einer Tochter im Hause Pollitzer oder sonst irgend was, was geschah, geschieht, geschehen wird. Außerdem ist der Semmering eines der bekanntesten ungarischen Komitate, und schwer fällt es, Neues über ihn zu erzählen. Die Poesie des winterlichen Berges aber hat Peter Altenberg — der Semmering gehört ihm — in dem Buch, das vielleicht sein schönstes ist, unvergleichlich zart widergetönt. Es ist reinste Übersetzung der Natur in Sprache. Stark und süß klingt da die Flöte, von Dichters und Berges Atem im gleichen Hauch zum Tönen gebracht.

Immerhin hatte ich einige Erlebnisse auf dem Semmering, nicht bedeutsam genug, um sie zu verschweigen.

Zum Beispiel die Pfütze. Auf dem kleinen Schlangenzugspfad hügelabwärts zum Hotel sperrt sie den Weg. Des Morgens ist sie von einem zarten durchsichtigen Eishäutchen verschlossen. Sie schläft, die Decke über sich gezogen. Wenn der Fuß nur leise an die Decke tippt, bricht sie wie Glück und Glas, mit einem ganz feinen silbrigen Märchentönen: das ist Überwindung durch Gewalt. Wenn die Sonne ein wenig nur auf das Eishäutchen strahlt, vergeht es lautlos: das ist Überwindung durch Liebe. Im Effekt kommt es auf das gleiche heraus.

Dann ist das Kind da, ein etwa zwei Jahre altes Mädchen, diabolisch häßlich, dennoch voll übermütiger, jauchzender Daseinslust. Es läuft immerzu und fällt immerzu hin, muß hinfallen, denn mit dem ersten Schritt schon ist es aus dem Gleichgewicht und sein Laufen nur mehr ein Nichtstehenbleibenkönnen. Kaum hat man ihm auf die krummen Beinchen geholfen, läuft es wieder, stürzt sich immer wieder, unbelehrt, in den Strudel des Lebens. Unglückliches Mädchen, was harret dein! »Ein Teufel!« sagt die Mutter, indes ihre Miene spricht: ein Engel. Die Kinderfrau sieht mit falscher Freude und Zärtlichkeit dem Engelsteufelchen zu. Eines Tages fiel das Kind in die Pfütze und wurde von einem hübschen Liftjungen herausgeholt. Es troff von Schmutz und Tränen. Losgelassen, begann es sogleich wieder seine hoffnungslosen Sturzläufe. Die Kinderfrau dankte dem Liftjungen, aber der machte sich nichts draus. Da sagte sie: »Ekelhafter Fratz, kannst du keinen Augenblick Ruhe geben?!«

Nachmittags gehen alle in die Jausenstation, wo getanzt wird. Ich ging also vormittags hin. Es war niemand dort, nur die Klavierspielerin übte die Piècen, die Trots und Shimmies, des Nachmittags. Sie war gar nicht mehr jung, ihr Spiel äußerst mangelhaft und das Piano auf den Tod verkühlt. Es tat mir leid, daß sie üben mußte, indessen drau-

ßen die Luft klang und leuchtete, von einem blitzenden Fächer bewegt, und die Sonne ein starkes Feuer hatte, daß aller Schnee, soviel seiner war, nicht reichte, es zu kühlen.

»Das Klavier ist verstimmt«, sagte ich, um etwas Nettes zu sagen. Es machte jedoch keinen Eindruck auf sie.

Sie muß einmal sehr hübsch gewesen sein. Abends besorgte sie die Klaviermusik zum Kinodrama aus dem wilden Westen. Und da ich sie im verdunkelten Saal nicht sah, sah ich sie, wie sie gewesen sein mochte, als sie noch keine erfrorene Nase hatte und noch keine billige Brille darauf. Die Musik, mit der sie das Kinostück, frei phantasierend, begleitete, war erregend und gespenstisch. Liebe, Pathos, Rührung, aber von allem nur die Form ohne lebendige Substanz. Getrocknete Leidenschaft, verschrumpeltes Gefühl, Sehnsucht als Präparat, Plunder aus den Schubladen der Seele, der einmal feierlich war und glänzte. Die Herzkammern des alten Menschen sind Rumpelkammern.

Dann war der grausige Fund im verschneiten Walde. Ich trat in das dichte Koniferen-Geheg: dem Eintretenden bot sich ein schrecklicher Anblick. Unter verwesendem Nadelmüll eine alte ungarische Zeitung. Nichts Ungewöhnliches auf dem Semmering, gewiß, aber mich ergriff es doch, weil ich wenige Tage vorher den Film gesehen hatte: »Vom Baum

zur Zeitung«. Ein erschütternder Film. Er könnte auch heißen: «Von Stufe zur Stufe« oder »Vom Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt«, nicht mehr solche, die einmal im Frühjahr, sondern solche, die zweimal täglich erscheinen. Schicksal, Schicksal! Vor kurzer Zeit noch Tanne und heute ungarisches Tageblatt! Da lag er, der Wälder degenerierter Sproß, heimgekehrt zu den Vätern. Die Stämme bogen sich im Sturm wie heulende Büber, und der Schnee knirschte.

Das stärkste Erlebnis aber war der Blick in den Nebel, der jedem Blick wehrte. Er kam in der Mittagsstunde, löschend alle Bergschrift von der Himmelstafel. Die Landschaft lag eingehüllt in graues Nichts. Aber die Seele, das Ewige ahnend, fühlte in einem Gefühl Nähe und Ferne, Endlichkeit und Unendlichkeit.

VERKEHRTE WELT

DAS LEBEN IST MANCHERLEI; UNTER ANDEREM ein Gewebe, ein schwer verfilztes Gewebe von Ungerechtigkeiten. Der Weltenlauf ist geradezu ein amoralischer. Einmal ist das Laster oben, das andere Mal die Tugend unten. Der Schlechte, Rohe, Gemeine behauptet sich, der Brave wird geschunden.

Diese Zustände gehen seit langem empfindlichen Naturen auf die Nerven. Des öfteren schon bemühten sich Idealisten wie Praktiker, da ein wenig Ordnung zu machen, Ausgleiche zu treffen. Zu solchem Zweck wurden Religionen erfunden, insbesondere Religionen, die diesseitiges Elend zu einem Wechsel auf jenseitiges Wohlbehagen hinaufwerten. Aber seit meiner schlichten Entdeckung, daß das irdische Leben eben wegen seiner Endlichkeit einen außerordentlichen Seltenheitswert habe, wie er der Ewigkeit, die ja ewig dauert, nicht zukäme, und daß also wahrhaft versäumt sei, was in ihm versäumt würde . . . seit dieser Entdeckung hapert es bei meinem Leser mit den Tröstungen der Religion.

So bleibt als Zuflucht vor dem realen Leben, in dem die Gemeinheit siegt, nur noch die Dichtung, in der die Gemeinheit zuschanden wird.

Und der moralische Film.

Er, der Film, vermöchte in der Tat, für gesegnete Viertelstunden eine Welt vorzuzaubern, in der es Rechtens zugienge und ordentlich und wohlgefällig

dem Sittengesetz in uns und dem gestirnten Himmel über uns, der seine Freude hätte, sich in solcher Welt zu spiegeln. Aber wie kläglich nützt der Film seine Macht der Entrückung in schöneres Sein! Er will bessern statt bezaubern. Erziehen statt genugzutun.

Zum Beispiel: »Im Sumpf der Großstadt.« In ihn geraten, geraten die Mädchen, nach kurzem schleißigen Glanz, in Elend und Schande. Solche Moralität wirkt nicht erhebend, denn sie kann es mit der Propaganda der Wirklichkeit nicht aufnehmen, die tausendfach lehrt, daß die Mädchen im Sumpf schön und rosig werden, seidig und wohlriechend. Noch als alte Damen schlenkern sie mit goldenen Retiküls . . .

Der Film hätte es in seiner Macht, der beleidigten Seele jene Genugtuung an den Beleidigern vorzuträumen, die der gemeine Tag ihr weigert.

Und hierzu müßte man nicht einmal besondere Kinodramen erfinden. Um so beglückende Welt zu zeigen, brauchte der Kinomann sie nur, wie sie ist, zu drehen . . . aber verkehrt!

Ich sah einmal einen Berliner Herrn am Ufer des kleinen Alpensees fischen. So einen mit dem Scheckbuch in der hintern Hosentasche, das die Wölbungen dort noch mächtiger sich wölben läßt. Neben ihm schnaubte sein Auto. Er trug ein Steirerkostüm, eine rotschwarz karierte Joppe, Schuhe

von zermalmender Festigkeit, gebaut zum Treten und Zertreten. In den Schuhen, festgenagelt, stand die Form aus Lehm geballt. Die nackten feisten Knie und der feiste Schädel bildeten ein Dreikugelsystem, auf dem der ganze Kerl, horizontal gelegt, sich bequem rollen lassen müßte.

Dieser Gewaltige nun fischte. Stundenlang. Er fischte Fische, nein, Fischlein, Fischchen, oh, so ganz armselige, fingerlange, lächerlich magere Geschöpfe. Kein Gramm Fleisch an ihnen. Im Wasser waren sie gewissermaßen etwas, eine Bewegung, eine verflitzende, verfließende Ringelarabeske, ein Kreiselwellchenmittelpunkt, außerm Wasser waren sie gar nichts. Dutzendweise riß er sie in die schnöde Luft, zerschlug ihnen die Köpfe an den Holzpfeilen und schleuderte die Toten auf einen Haufen ins Gras. Wenn er fertig war, nahm er die Fischleichen und warf sie ins Wasser zurück. Dann bestieg er das Auto, und Schatten des Geschäftes senkten sich über seine Stirn.

Da kam mir der innige Wunsch: es einmal umgekehrt zu sehen. Einmal den Fisch zu sehen, wie er dicke Finanzmänner angelt, sie eine Weile strampeln läßt, ihnen den Kopf knallend an das Holzpflaster schlägt, sie auf einen Haufen schleudert und dann wieder wegrudert, indes Schatten des Fischgeschäftes über seine Glotzaugen sich senken. Ich erinnere mich eines Bildes im Bilderbuch: der

Hase, das Gewehr an der Backe, brennt dem davonlaufenden Jäger eines auf den Pelz. O tiefsinnige Konzession an das Kind als an das Wesen, dessen Rechtsgefühl von der Praxis der Welt noch nicht verwirrt ist. Aus einem Quell mystischer Ursittlichkeit springt die kindliche Freude an dem Hasen, der den Jäger jagt.

Und der große Swift, Ehre ihm, hat die Houyhams erfunden, die weisen Pferde, die den Menschen als Haustier halten. (Obgleich sein Geruch ihnen Übelkeiten erregt.)

Welche Aufgabe für den Film, die Welt zu verkehren, daß sie, in seligen Minuten der Kinoillusion, eben weil sie verkehrt läuft, richtig läuft! Zumindest im Film möchte ich einmal sehen, wie der Hund den Herrn prügelt, wie der Milliardär im Heizraum schwitzt und der Heizer auf Deck Shimmy tanzt, wie die Gans der Bäuerin Maiskörner in den Schlund stopft, daß sie eine fette Leber bekäme, wie der Filmunternehmer von seinem Statisten Vorschuß erbettelt und das Megaphon »Nein« brüllt, wie der Sträfling den Zuchthausdirektor wegen Frechheit in die Dunkelzelle schickt, wie die Schreibmaschine den Dichter klopft, und wie der sinnlos gepeinigte Mensch Gott vor seinen Richterstuhl zitiert.

BÜCHER

GEBILDETE MENSCHEN HABEN EINE BIBLIOTHEK. Sie haben Kasten und Schränke voll geistiger Nahrung, Schweres und Leichtes, Süßes und Saureres, Hausbrot und Delikatessen. Der Gebildete ist in dieser Beziehung ein Vielfraß und hamstert, hamstert mehr, als er je verschlingen kann. Durch die literarische Küche aller Nationen und aller Zeiten schmatzt er sich durch; er würde an dem vielen Zeug, das er zu sich nimmt, ersticken, wäre nicht das Vergessen, dieser segensvolle Schlußeffekt aller Hirnperistaltik.

Gebildete, die an Obstipation leiden, nennt man Gelehrte.

Wenn die Bibliothek wächst, Regale sprengt, Mauern hinanklettert, als Bücherpfütze sich auf dem Boden verbreitet und alle Wände pilzig überzieht, freut sich der bessere Mensch. Je mehr des Papierenen seine Seele atmet, desto gesunder fühlt sie sich, stärker, Gott näher.

Mit tausend Zungen spricht gehäufte Weisheit der gehäuften Jahrhunderte auf sie ein. Tausend Klöppel von tausend Glocken läuten ihr Botschaft vom Menschengeste zu. Was läuten sie? Es klingt wie »Bim-Bam«. Um so deutlicher, je schärfer man hinhört.

Die Bibliothek steht da wie eine Leiter ins Unendliche, die Spitze erbarmungswürdig ins Leere getaucht, um so heftiger schwankend, je höher die Leiter. Jedes Buch eine Stufe. Goethe in der Pro-

pyläen-Ausgabe gibt allein achtundvierzig hohe Stufen. Wenn ich sie ganz erklettert habe, bin ich um hübsch ein paar Dezimeter dem unendlich fernen Ziel — welchem denn? — näher. Wenn ich auf den Tisch steige, ist es schon nicht mehr so weit zum Mond.

Man soll keine Reichtümer sammeln, denn die kann man nicht mitnehmen, wenn es hinunter hinauf geht, via Erde oder Ofenloch. Und die geistigen Reichtümer? Kannst du die hineinstopfen in deines Leichenhemdes Taschen? Im Spiel von »Jedermann« folgt nichts und niemand der Bitte des armen Sterbers, mitzuziehen auf die finstere Reise. Ich vermissе Jedermanns Appell an seine lieben Bücher, ihn doch zu begleiten. Sie würden das tun, was sie, sehr bezeichnend, schon immer tun auf ihren Regalbrettern: sie würden ihm den Rücken kehren. Bruder Buch, was bist du für ein ohnmächtiger, kalter, gleichgültiger Freund in Augenblicken der Not!

Immerhin sind Bücher ein Zimmerschmuck. Gern genießt das Auge die Exaktheit ihrer ausgerichteten Linien und erfreut sich der Farbigkeit der Trachten. Am linken Flügel die Großen, am rechten die Kleinen, gestellt zum Parademarsch des Geistes. Wie glänzend die Fähnchen der gesammelten Werke! Wie bunt und malerisch abgerissen das Gewimmel des broschierten Volks!

Und dann erweitern Bücher den Gesichtskreis.
Wenn man sie nämlich liest.

Im Buch der Bücher, im Konversationslexikon, steht bei vielen Wörtern ein biblisch pathetisches: Siehe! Nämlich: suche anderswo, dort und dort, was du zu wissen wünschest. Und tut man so, trifft man oftmals wieder auf ein: Siehe! Ich könnte mir ein Wort denken, bei dem diese «Siehe!«-Kette sich ins Unendliche fortspänne. Ich könnte mir eigentlich kein Wort denken, bei dem es, ehrlichermaßen, nicht so sein müßte. Wort beruft sich auf anderes Wort, eine Materie wälzt die Verantwortung auf die andere, Instanz kriecht hinter Instanz, siehe!, siehe!, siehe! Schließlich mündet der Linie Ende in der Linie Anfang. Und zöge man den Kreis noch so groß, und schritte man ihn noch so gründlich aus, an jeder Stelle bliebe man gleich fern vom Mittelpunkt, wo die Wahrheit sitzt (ewig unerreichbar uns Peripherie-Gebannten), die Wahrheit, von der du um so mehr abrückst, je mehr sich dein »Gesichtskreis erweitert«.

Solche Unerreichbarkeit des Sesamwortes, das die Türe zur Erkenntnis öffnete, ist bedauerlich. Aber sie hat auch ihr Gutes. Sie schützt vor Bibliotheken, befreit die Seele vom lastenden Druck des Drucks. Kürzlich war in der Zeitung zu lesen, daß, mangels Geldes, im Wiener Naturhistorischen Museum die Präparate verfallen, das

Meteoreisen rostig wird und die Motten den Orang-Utan kahl fressen. Sehr unnett von diesen Kerbtieren, die doch ein gewisses Zugehörigkeitsgefühl zum Naturhistorischen Museum haben müßten. Aber hat es nicht sein Schönes und Ergreifendes, daß in das Fell des ausgestopften Affen sich die hungrigen Motten setzen? Daß das Leben die Wissenschaft frißt? Daß die Natur die Naturschichte verspeist?

Motten gehören in eine richtige Studierkammer. Motten, Moderduft, Tiergeripp, Totenbein und Bücher.

GESANG MIT KOMÖDIE

VON DER STIMME DES FRÄULEINS SAGE ICH nur so viel: »Eigentlich ist sie ein Mezzosopran.« Das kann man ohne besonderes Risiko von jeder Altistin sagen.

Hingegen erachte ich die Dame für eine geniale Schauspielerin. Ihr Talent offenbarte sich in des Wortes Bedeutung schon im ersten Augen-Blick. Wie sie mit sanfter Pupille den Saal überschaute und doch hierbei allen Bekannten quittierte, daß sie ihr Vorhandensein erfreut wahrgenommen habe, das zeigte schon die Könnerin.

Auch der zweite Augen-Blick der Sängerin war eine Meisterleistung. Er galt dem bebrillten, schüchternen, jungen Mann am Klavier und sagte nicht nur: Los! sondern auch: Wir Künstler! Und nicht nur: Fangen wir in Gottes Namen an!, sondern auch feierlich: Betreten wir, o Freund, den Hain! Von dem Begleiter wäre zu sagen, das er diskret begleitete. Das ist so wie mit dem Mezzosopran.

Mit den Zugaben waren es zwoundzwanzig Lieder, die das Fräulein in den Saal schüttete. Blümchen, kunterbunt entrupft dem Irrgarten der Gefühle. Melancholie und Neckisches, Liebe, Tod, Freuden der Wanderschaft und das Kindlein im Sarge, Lenz-Tirili und Wintergrausamkeit, Hoffnung und Verzweiflung, Natur, einsames Stübchen, Donner des Wasserfalls und der Mutter Schlummerlied. Mühe-los sprang die Sängerin von Stimmung zu Stimmung, aus dem Warmen ins Eisige, von Schwermut zu

Übermut, aus italienischem Sanguinismus mitten hinein in deutsche Herzensnot.

Wenn sie Lenz sang, blühte ihr Gesicht, die Augen zwischerten, und um den Mund spielten Sonnenreflexe.

Wenn sie sich in den Winter begab, wurde das Antlitz um viele Grade härter, die Schultern rückten fröstelnd näher zueinander, der Blick ging nicht in die Ferne, blieb zu Hause, hatte keine Lust, durch den Schnee zu wandern.

War das Lied traurig, war es noch viel mehr die Sängerin. Falte des Grams schnitt zwischen ihre schönen Brauen, die Wimpern gingen auf Halbmast, das Haupt fiel in den Nacken zurück, in ein unsichtbares Kissen der Schmerzen.

Hingegen sang sie Schalkhaftes — das Gesicht ein weites, schimmerndes Lächeln — mit vorgebeugtem Oberkörper, näher, vertrauter heran an die Hörer, gleichsam: niemand braucht es zu wissen, als ich und du.

Es war, sage ich, bewundernswert, wie die Sängerin von Lied zu Lied ihr Antlitz unbaute, wie sie alle Genres mienenspielte und den Schauplatz solchen Spiels — o höchst regulierbares Auge! — in mancherlei Stärkegrad belichtete oder abdunkelte, wie sie im Sturm des Liedes wankte, auf seinem sanften Lüftchen sich wiegte, Held war und bleiche Mutter und Fischerknabe und une drôle petite fille.

Auch meine Altistin ist gewiß durch die labyrinthische Hölle der »Methoden« gegangen, hat bei ein paar verdammten Narren und Närrinnen Geheimturnkünste der Bauchmuskulatur gelernt, das Singen aus den Schulterblättern, die Tongebung vom Zwerchfell her, das Luftsaugen in der Beckengegend, das Anlegen von Atemreserven in der Nasenmuschel, das Polieren des Klanges durch Wälzen über die s-förmig gebogene Zunge. Aber alle diese verruchten Fakirkünste deckt ihr schauspielerisches Talent. Man sieht nicht, wie sie's treibt. Das Gesangstechnische ist restlos eingebaut ins Mimische, in zweckvolle, scheinbar nur dem lyrischen Ausdruck dienende Leibesbewegung.

Ihre darstellerischen Höhepunkte jedoch erklimmt das Fräulein während der klavieristischen Nachspiele. Diese Nachspiele sind eine Peinlichkeit. Die Sängerin ist schon fertig, aber sie darf ihre Miene noch nicht entspannen. Sie muß den inneren Ton halten, bis der Pianist ausmusiziert hat. Der Dank der Hörer hat schon die Arme geöffnet, die Sängerin ist bereit, hineinzustürzen, aber sie muß noch ein Weichen in der Luft schweben bleiben. Und überdies hierzu ein entrücktes Gesicht machen, als stünde sie ganz im Bann des Liedkunstwerkes, das da in mehr oder weniger Takten klavieristisch veratmet. Keine Kleinigkeit, sich mit Takt aus diesen Takten zu ziehen!

Das Fräulein benahm sich während dieser Nachspiele, dieser schweren Pausen, die ihr auferlegt waren, dieser mystischen Luftleere, in der sie zu verharren hatte, musterhaft. Sie begab sich mit dem Blick in eine Ferne, wohin ihr keiner folgen konnte. Sie entschwand geistig und ließ nur ihren Körper als Pfand dafür zurück, daß sie nach Klavierschluß wieder komplett dasein würde. Ihre Mienen glätteten sich mit einer so exakt ausgemessenen Allmählichkeit, daß sie genau beim letzten Ton des Klaviers den Normalpunkt erreichten. Sie war während des Nachspiels selbst entrückte Hörerin, bescheidene Partnerin des Kameraden am Klavier. Sorglos kreditierte sie dem Publikum noch die paar Takte lang den Beifall, sicher, daß er durch solch kurze Verhaltung an Stärke nur gewinnen würde.

Ich weiß nicht, ob dem Fräulein der Rang einer großen Sängerin zukommt. Der einer großen Schauspielerin gewiß.

Die Stimme? Die Stimme ist eigentlich ein Mezzosopran.

ZIRKUS

DIE STADT IST SOMMER UND WINTER GE-
öffnet.

Während meiner Anwesenheit gab es einen Zirkus. Draußen in der Vorstadt hatte er seine Zelte aufgeschlagen, richtige Zelte. Es roch nach Lohe, tierischem Exkrement, Lederzeug. Im Stall brüllte der Löwe. Er ritt dann später auf einem dicken Schimmel und zitterte vor Angst am ganzen Leibe, indes die Zuschauer um den Schimmel zitterten.

Das Publikum sah genau so aus wie gemaltes Zirkuspublikum. Täuschend unwirklich.

Die Clowns torkelten in Schlotterhosen, das Gesicht weißrot verschmiert, ein wenig in der Manege herum, schrien Hollah!, fielen um und standen wieder auf. Einer ging in seinem Übermut so weit, daß er die Barrière zum Zuschauerraum überkletterte und dort mit seinem als Publikum verkleideten Kollegen Streit markierte. Der Polizist schien sich nicht recht auszukennen: Spaß oder Ernst? Sein Lächeln war unentschlossen, ob es zur Amtsmiene welken oder zum Lachen aufblühen solle.

Eine Akrobatentruppe zeigte mutige Künste. Nach der mißglückten Übung drohte das Kind dem krummbeinigen Capo mit dem Zeigefinger. Es erledigte diese eingelernte Schalkhaftigkeit ganz mechanisch, ernst, eilig.

Ob als Zirkuskind, als Soldat, als Hysterien bedenkender Liebhaber: nichts Kläglicheres als der dressierte Mensch.

Dem Direktor, scharlachrot, gehorchen zwölf feurige Pferde. Ein Zungenschnalzen lenkt sie. Wenn der Gebieter aber einen Schritt vorwärts tut, ein starkes »Ho!« ruft und mit der Peitschenschnur knallende Arabesken wie Beschwörungszeichen in die Luft wirbelt, stellen alle Pferde sich auf die Hinterbeine, zitternd und den Kopf zur Seite gewandt, als schämten sie sich ihrer unerklärlichen Demut. Und sind doch zwölf gegen einen. Aber nicht organisiert.

Der riesige Elefant setzt sich, ungern, auf eine Trommel und dreht mit dem Rüssel die Drehorgel. Sie gibt einen ganz dünnen, fernen, armen Ton, wunderbarlich kontrastierend zur Wucht und Massigkeit und Gewalt des Spielers.

Dennoch ist es wunderschön im Zirkus, weil ein Zirkus eben was Wunderschönes ist, Romantik, Gefahr und Nichtachtung der Gefahr, Unbürgerlichkeit, Gestank-Duft, Herrentum, Narretei, Tiermärchen, Feerie, lärmendes Kunterbunt. Ein Zaubertrichter. In ihm webt Kindheitsglück.

GROTESKER FILM

WARUM ERHÖHT ER DIE LEBENSFREUDE?

Nicht nur, weil er komisch ist, sondern auch, weil er revolutionär ist, weil er eine höhere Gerechtigkeit etabliert. Sein Motto könnte heißen: „In tyrannos.“

Des Menschen boshafte Feinde sind: die Menschen und die Naturgesetze. An beiden übt der Groteskfilm Vergeltung. Alle Spieße dreht er um.

Hier erlebt eine Welt der Antiwunder ihre Wunder. Der Held verirrt sich in die Realität wie in einen Märchenwald. Abenteuer sind zu bestehen, Gefahren lauern, aus denen kein Entrinnen möglich scheint. Er schlägt sich durch, denn sein kindlich Gemüt erspährt Hilfen, die kein Verstand der Verständigen sieht.

Die Schwerkraft ist ziemlich aufgehoben. Zwischen der Materie und dem Guten (um dessen Schicksal es geht) schiebt sich eine Astralhand, die ihn unverletzlich macht. Die Kugel, die ihn trifft, kitzelt ihn nur, *geradeso*viel, daß er einen burlesken Sprung in die Höhe tut. Dann läuft er unbeschädigt seines Weges. Die harte Erde, auf die er stürzt, schnellt ihn zurück, als hätte sie Sprungfedern. Wenn sein Kopf und eine Mauer zusammenstoßen, wird die Mauer betäubt. Wenn er in den elektrischen Drähten hängt, gibt er Funken und bleibt heil.

Soviel ihm auch geschieht, es geschieht ihm nichts. Die Schweren, Dicken, Reichen, Groben, Feierlichen, Hochmütigen, kurz, die Unsympathischen,

kommen zu verdientem Schaden. In jede Grube, die sie graben, stolpern sie, in jede Schlinge, die sie knüpfen, geraten sie; die Welt ist für sie überstrichen mit Leim, auf den sie gehen. Was für Pech haben sie, wenn sie Glück haben! Wie schlecht bekommt es ihnen, wenn sie, ihres Opfers schon ganz sicher, eine winzige Katz-Maus-Spielpause machen, die süße Sekunde vor dem Hinhaufen voll durchzuschmecken... es ist die entscheidende, die sie so versäumen. Gott ist wider sie. Er füllt ihre Augen mit Nebel und ihre Glieder mit Schwerem. Er läßt sie in die Irre laufen und daneben zielen, und vom Himmel fallen Löcher in die Erde, damit sie hineintreten.

Wie anders der sympathische Held, der Kleine, Flinke, Freche! Alle Dinge sind verschworen gegen die Jäger für ihn, das Wild. Es ist, als ob ein Heer von freundlichen Kobolden ihm zur Seite stünde. Schlupfwinkel öffnen sich, Verkleidungen liegen parat, Stützpunkte wachsen aus dem Leeren, der einzige Zufall, der helfen könnte, ereignet sich. Der Tod, ihm auf den Fersen, hat eine Sense aus Papiermaché und macht sich lächerlich. Und immer, wenn die Not am höchsten, ist das Not-Wendige, das Not-Wendende am nächsten. Man könnte religiös werden. Einen Millimeter vor dem Mann auf den Schienen kommt der Zug zum Stehen. Im letzten Sekundenstückchen fährt der Heuwagen vorbei, der den aus

dem dritten Stock Gestürzten weich auffängt, im tollsten Automobilgeflitze, kein Vogel entginge da dem Verderben, ist er sicher wie auf der sichersten Promenade. Durch jede Katastrophe geht er wie die Juden durchs Rote Meer. Weil er auserwählt ist vom Herrn, der die Filme macht. Über seinem Haupt blitzen Fittiche des Schutzengels, der ihm geneigt ist. Wir rationalisieren diesen Engel, vermenschlichen ihn ins Innere des Beschützten, geben ihm allerlei Namen, wie Pffiffigkeit, Witz, Mut. Aber unsere unbestechliche Infantilität spürt die Sache doch als das, was sie recht eigentlich ist: als Märchen.

Und das ist der bizarre Reiz dieser Art von Film: daß da, hinter der Maske der groben, gemeinen Realität, das alte, liebe Märchen steckt. Es schimmert zart durch das Rohe. Die Welt der Zwerge und Riesen, der Drachen und geraubten Prinzessinnen und tapferen Schneiderlein, des geprellten Teufels und seiner Überlister erlebt da neue Inkarnation. Diese ungeschlachten Kerle, die dem Kleinen ans Leben oder ihn zumindest verprügeln wollen, haben sie nicht was von Fabelwesen, von dummen Riesen, bestimmt, hintergangen zu werden? Steht ihr Bezwinger nicht merkbar unterm Schutz einer guten Fee? Sind die Dämonen, die in den Dingen hausen, seinem Ruf nicht hörig? Und kriegt er nicht zum Schluß so sicher das Geld und das

Mädel, wie der Gesell im Märchen den Thron und die Königstochter?

In diesen Filmen hat sich das Unromantischste einen tüchtigen Romantischen angetrunken. Die Dinge, freiheitstaumlig, springen aus der Ordnung. Ursache und Folge mischen sich in närrischen Kreuzungen. Ich sah einen herrlichen amerikanischen Groteskfilm, in dem die Leute mit einem Hieb auf den Schädel betäubt und mit dem gleichen Hieb auf den Schädel wieder zu Bewußtsein gebracht wurden. Es ging da am Ende her wie auf einer Exkneipe der angeheiterten Kausalitäten.

Eine kostbare, sauerstoffreiche Welt. Der Terror der Wahrscheinlichkeit ist gebrochen, die Vernunft trollt sich mit eingezogener Logik, und über ihren verlassenen Positionen flattert rosenrot die Fahne der Freude.

DIE GEBENDEN

ES ZIRKULIERTE, IM ENGEREN KREISE, EINE Liste für die Hungernden. Jeder gab. Jeder hatte, bevor er gab, eine sachte Hemmung zu überwinden. In jedem dieser tätigen Mitleide steckte eine ganz winzige, bakterienkleine spekulative Idee. Die Rundfrage: Warum geben Sie?, in Redlichkeit beantwortet, wäre von Interesse.

»Ich gebe, weil die andern geben.« »Um mich freizukaufen vom Unbehagen, daß die Vorstellung jenes Elends weckt.« »Um im Kartenspiel zu gewinnen.« »Um meine Sittennote im himmlischen Klassenbuch zu verbessern.« »Um der Empfindung willen, gegeben zu haben.« »Als Unfallversicherungsprämie.« »Um mit der immerhin bedrückenden Sache irgendwie fertig zu werden; um mich ohne Bange meiner Tagesordnung widmen zu können.« »Um das Schickzukunftivieren.« »Um der Wollust des Opfers willen.« »Um ein Alibi zu haben, falls die Richterfrage gefragt würde: Wo warst du damals?« »Um das Bauchzwicken los zu werden, das die Berichte von jenem Jammer mir Zart-Därmigen bereiten.« »Um Christi willen.« Es würde sich herausstellen, daß jede Gabe ein glatter Versuch ist, Gott zu bestechen.

Wenn es sich aber so verhält, wenn jedes Geben eine kleine geheime Spekulation ist, ein Moralgeschäftchen *à la longue*, eine Zinsen erhoffende Güteanlage, ein *do ut des*, wie erklärt sich dann folgendes Phänomen: Dem Bettler, der demütig-zerflossenen Gesichts, Klage murmelnd, trauerweidig hängend

und bebend, an den Tisch tritt, gibt fast jeder. Dem ebenso armen Teufel, der noch einen Funken Stolz in seines Lebens Asche hütet, der deine Gabe nicht umsonst haben will, der einen Gegenwert bietet: Schuhriemen oder Zündhölzer oder Ansichtskarten oder Notizbücher oder Englischpflaster — denschickt jeder weg. Danke, ich brauche nichts. Aber er braucht, das siehst du doch.

Warum achtest du durch eine Gabe die Not des Bettlers? Und mißachtest den ebenso nötigen Verkäufer, der seiner Bettelei Larve des Kommerz umhängt? Warum gibst du, o Bruder Rechner-Mensch, jenem *à fonds perdu*? Und diesem nichts, obzwar du für deine Gabe ein Notizbuch empfindest? Oder ein Glückschwein aus Goldpapiermaché?

Ich erkläre mir das so: Der Kerl mit den Schuhbändern, mit den Zündhölzern, steht, weil er sich als Geschäftsmann maskiert, gewissermaßen auf deiner Ebene. Er tritt in den Kreis bürgerlicher Konvention. Er ist Nebenmensch. Aber der Bettler, der fordert, ohne zu bieten, ist ein Subjekt außerhalb deiner Welt. Ein Untermensch. Schwärzlich dräut um ihn, sei er noch so winselnd und zerknickt, acherontische Drohung! Mit seiner offenen Hand langt die Tiefe nach dir. Seine Ohnmacht spürst du, in der Magengrube, wie Kriegslist. Sein gebeugter Rücken ist auf dich zielender gespannter Bogen, sein Tierblick Dolch in der Scheide, sein Winseln

verwehter Klang von Schlachtmusiken einer fernen, sehr furchtbaren Heerschar. Mein Lieber, aus Angst gibst du ihm. Aus blanker Furcht. Du kaufst dich los, du zahlst Lösegeld, du entrichtest Tribut. Du bestichst die Unterwelt. Wie du den Himmel bestechen willst, wenn du deinen lausigen Tausender in die Sammelbüchse tust.

Und manchmal scheint es ja wirklich, als hätte der höchste Richter keine reinen Hände mehr, als hätte er sich bei der Beschäftigung mit der Welt die Finger beschmutzt und bringe den Dreck nicht mehr fort.

DAS GUTE ESSEN

IM WEIN LIEGT WAHRHEIT, IM GUTEN ESSEN Liebe. Der Betrunkene spricht, wie ihm ums Herz ist, der Begessene hat plötzlich ein Herz, das er früher nicht hatte. Nachlicht, Verstehensfreude, Lust zur Gerechtigkeit überkommen ihn. Brücken der Sympathie spannen sich ins Nahe und Weite, ein rosenroter Nebel verkürzt Entfernungen und verdeckt Abgründe, und der Mensch ist gut. Seine Zunge setzt die zugeführten Kalorien in Geschwätz um, anders als die Zunge des Trunkenen, die Inhalt verschüttet aus der vollen Schale des Bewußtseins und zum Vorschein bringt, was auf deren Grunde lag.

Die Gesetze der seelischen Wirkung guten Essens, die mit der körperlichen Hand in Hand (oder besser: Seele in Bauch) geht, sind rätselvoll und undurchdringlich, aber es gibt da immerhin ein paar stets wiederkehrende Grundtypen.

Panierte Schnitzel mit Gurkensalat, zum Beispiel, fördern die Entwicklung einer Art Gemüt-Klebstoffes, der die Tafelrunde zur symbiotischen Einheit verbindet. Mancher Esser spürt diese Einheit so stark, daß er das Bedürfnis hat, sie über die fliehende Speisestunde hinaus zu retten. Solcher Typus wird schon bei der Suppe von Menschenliebe heimgesucht, beim Braten hat er bereits alle Anwesenden zu sich geladen, beim Käse unverbrüchlichste Abmachungen für gemeinsam zu verbringen-de Ferien getroffen, und beim schwarzen Kaffee ist aus den Ferien schon das ganze Leben geworden.

Bekannt ist auch das Gegenstück zu diesem Typus: der pessimistische Gutfresser. Seine mürrische und bittere Stimmung entsteht durch sittliche Überkompensation des leiblichen Wohlgefühls. Dieser Typ fühlt durch sein Eßbehagen das moralische Gesetz in sich beleidigt und produziert, zwecks Genugtuung des Beleidigten, Trübsal. Er schämt sich, daß es ihm mundet, und hat die Tendenz, zu zeigen, wie schlecht ihm schmeckt, daß es ihm gut schmeckt. Fragt man ihn: »Wollen Sie Kompott oder Salat?« so erwidert er gallig: »Die Frage ist im Kommunistischen Manifest bereits entschieden« und nimmt beides.

Sehr merkwürdig ist eine andere typische Reaktion auf gutes Essen, die darin besteht, daß der Esser — ganz unvermittelt und ohne gereizt worden zu sein — zu verschiedensten Fragen, zu denen er gar keine Stellung hat, Stellung nimmt. Plötzlich, ohne daß eine Assoziationsbrücke ihn dorthin geführt hätte, sagt er etwa: »Die X. hat doch den schönsten Sopran von allen Konzertsängerinnen.« Es ist gar nicht wahr, daß die X. den schönsten Sopran hat, aber es ist auch gleichgültig; der Mann hätte ebensogut sagen können: »Sie hat den häßlichsten Sopran« oder »Sie hat den schönsten Baß«. Denn nicht darauf kommt es ihm an, eine Meinung zu äußern, sondern nur darauf, irgend was geistig zu kauen. Hierbei erzeugt er eben Sprechgeräusche.

Ich erklärte mir anfangs solche Lust am Urteilen ohne Urteil, am Standpunkte-Fixieren ohne Standpunkt als eine Ausartung des durch gutes Essen gesteigerten Ich-Gefühls ins Pantheistische, als eine Variante von »Seid umschlungen, Millionen«, als Folge erhöhter Vitalität, die ihre Überschüsse leicht hin verausgaben will. Aber dann bin ich darauf gekommen, daß der wunderlichen Erscheinung ein einfacher psychophysiologischer Vorgang zugrunde liegt: ein schlichtes Rülpsen des Gehirns. Was so kuddelmuddlig drin herumschwimmt, wird von dem durch Fleisch und Süßspeise vermehrten Blutdruck nach außen und oben gerissen. Der Sprecher hat hierbei sichtliche Lustgefühle, wie sie gemeineren Naturen, nach gutem Essen, schon durch das gewöhnliche Aufstoßen, den bekannten singultus communis, bereitet werden.

FRÜHLINGSRAUSCHEN

ES GIBT EIN KLAVIERSTÜCK VON SINDING:
»Frühlingsrauschen«, ein gefälliges Stück, überall
zu Hause. Eine klavieristische Butterblume, *caltha
palustris* pianof. comm. Heimpianisten werten die
Nummer hoch; sie versetzt Ellbogen wie Gemüt
in beglückend weiche Schwingungen. Angenehm
flutscht das von oben nach unten und von unten
nach oben, schwillt an, schwillt ab, säuselt, stürmt,
verhaucht und braust daher und dahin, . . . also
kurz: Frühlingsrauschen.

Schwer ist die Nummer nicht. Immerhin muß man
schon spielen können, um sie spielen zu können.

Irgendwo in meiner nächsten Nähe haust ein We-
sen, das spielt manchmal in der Morgenstunde
»Frühlingsrauschen«. Halbe Monate verhält sich
das Wesen ganz still. Dann kommt eine Tagereihe,
da Morgen für Morgen der Frühling über die nach-
barlichen Tasten rauscht. Ein paar Wochen Pause
. . . plötzlich, acht Uhr früh, das bekannte Rau-
schen . . . und dann wieder viele Tage nichts.

Es ist, als ob das unheimliche Geschöpf nur manch-
mal auftauchte, einen tüchtigen Schluck Frühlings-
rauschen zu sich zu nehmen, und dann wieder für
längere Zeit verschwände.

Beunruhigend und verwirrend an dem Tun des
seltsamen Menschen ist, daß er nie etwas anderes
spielt als jenes Frühlingsrauschen. Er bringt nur
dieses einzige Stück hervor. Er gibt keinen anderen
Klavierlaut von sich. Und könnte es doch (da er

dieses kann), wenn er nur wollte. Welcher Fluch lastet auf der beklagenswerten Kreatur, daß ihren Tasten tastenden Fingern alles zu Frühlingsrauschen wird?

Ich kann nicht genau bestimmen, woher der Klavierklang kommt. Jedenfalls aus einer Wohnstatt unter der meinen. Die rechts von mir hegt einen europabekannten Dichter, der nicht Klavier spielt, der nur die Leier schlägt, und dies mit Recht. Und links gibt es kein Quartier mehr. Erst zwei Stockwerke tiefer stößt das Haus an das Nachbarhaus. Über meiner Wohnung das Dach, drüber Dunst und Rauch, drüber atmosphärische Luft, drüber der reine Äther und über ihm, Brüder, muß ein guter Vater wohnen. Diese Gegenden kommen also nicht in Frage. Der Spieler sitzt tiefer, erdnäher. Vielleicht, wahrscheinlich, ist es eine Frau. Oder ein Irrer. Ein Geschöpf, durch schreckliches, durch süßes Erlebnis verfallen der Pièce . . .

Warum, Unfaßbarer, immer nur das eine Stück? Warum niemals »Die Mühle im Schwarzwald«? Oder »Träumerei«? Oder »Blümlein traut sprich für mich?«

Der Fall ist, wie immer betrachtet, problematisch. Es wird Leute geben, die sagen, er sei überhaupt nicht zu betrachten, er sei unbeträchtlich.

Aber ist das nicht gruselig, schmerzhaft, das Weltbild trübend, daß einer ein Klavier hat, spielen

kann und seit acht Jahren niemals, niemals etwas anderes spielt als »Frühlingsrauschen«? Die Welt steckt gewiß voll Monomanen, z. B. Verdienern, die mit ihrem Geld alles mögliche machen könnten und doch mit ihm nichts machen, als wieder Geld verdienen, oder Liebenden, die ihre Phantasie jahrzehntelang zur Verklärung ein und derselben Gans mißbrauchen. Aber diese Traurigen expliziert zur Not das Wort: Leidenschaft.

Wie jedoch verstehe ich den musikalischen Dämon, der, in Menschenhülle gebannt, als einzige Nahrung die Butterblume kaut und wiederkaut?

Ich verstehe ihn ganz und gar nicht.

Er ist eine Pointe, zu der die Geschichte durchaus fehlt.

Sie hinzuzuerfinden, wäre leicht. Aber die Entwicklung geht ja dahin, den Leser von Bevormundung durch den Schriftsteller zu befreien. Dies ist wesentliche, vielleicht wesentlichste Forderung neuer Geistökonomie.

FELIX, DER KATER

FELIX, DER KATER, KOMMT NUR IM FILM VOR, und auch da nur als Schein eines Scheins, als bewegliches Lichtbild eines Phantasiekaters. Ein sehr imaginäres Wesen also, der gute Felix, doppelt nicht vorhanden, eine Unwirklichkeit zur zweiten Potenz. Dennoch ist er Liebling geworden, wie Jakob Coogan.

Felix ist, glaube ich, Amerikaner. Tapfer, erfindungsreich, abenteuerlustig, tut er doch nichts unüberlegt. In schwierigen Situationen geht er, die Vorderpfoten auf dem Rücken, das Haupt von Ideenlast gebeugt, gern eine Weile hin und her. Man sieht genau, wie intensiv er grübelt, und wie der rettende Einfall plötzlich da ist. Aus der Stirne flammt ihm ein zackiger Stern — die sinnfällig gewordene Erleuchtung —, das Auge, jetzt erlöst von der Notwendigkeit, starr auf ein gegebenes Problem zu blicken, rollt übermütig in seiner Höhle, die Vorderpfoten strecken sich in einer großen, weltumfangenden Freudegebärde. Dieses Schreiten in Gedanken ist ungemein charakteristisch für Felix, und so wird ihn auch sein Denkmal, wenn er eines bekommt, darstellen müssen: wie er die Spannungen in seinem Hirn sammelt und konzentriert, ehe der Genieblitz aus ihm schlägt. Denn, obzwar er ein Geschöpf ist, für das die Naturgesetze nicht gelten, fühlt er sich doch verpflichtet, ehe er urteilt und beschließt, der Situation den Denkprozeß zu machen. Es ist das eine taktvolle Huldigung vor der Idee

als der Mutter aller Dinge, auch derer, die nicht sind.

Felix hat sonderbare Einfälle. Wenn man ihn nicht auf die Reise mitnehmen will, kauert er sein Fell viereckig zusammen, legt den Schweif wie einen Henkel drüber und schmuggelt sich so als Handkoffer ins Coupé. Der Schweif dient ihm überhaupt viel zu Nutz und Kurzweil, als Spazierstock, als Klettertau, auch um einen »daß ich nicht vergesse«-Knoten hineinzuknüpfen. Wenn das Baby Reifen zum Spiel haben will, fängt Felix mit dem Schweif Rauchringe aus Großvaters Pfeife und bringt sie, wie Brezeln auf die Stange gereiht, dem Kinde. Doch das ist noch gar nichts. Dieser wunderbare Kater kann Dinge, die alles Märchenhafte, alle Zaubereien gegen Zeit und Raum, alle Künste des Verwandeln und Verschwindens, die je ein Magier ausgedacht hat, weit übertreffen. Er befindet sich z. B. am Ufer eines gefrorenen Sees, und vor ihm steht, aus seiner Seele in Form zweier Fragezeichen in die Luft projiziert, die Frage: Wie komme ich ans andere Ufer?? Was tut Felix? Er nimmt die zwei Fragezeichen, biegt sie ein bißchen zurecht und schnallt sie als Schlittschuhe unter die Pfoten! Ein in seiner metaphysischen Kühnheit wahrhaft beklemmender Vorgang. In allen zwölf Bänden von Tausendund-einer Nacht (Insel-Verlag) geschieht nichts, das diesem vierfachen Überwunder, diesem Wunder der

Verwandlung des Symbols der Kategorie eines Gedankens zum Gebrauchsgegenstand, an Erstaunlichkeit gleichkäme. Wie steht Pirandello da? Beschämt.

Felix ist, schwarz auf weiß, ein erfreuliches Geschöpf, losgelöst von aller moralischen oder logischen Bindung, ein Stück Humor an und für sich, Kind der unbefleckten Phantasie. Er hat was Dionysisches. Aus reiner Freude, dazusein, ist er da. Sie ist Grund und Ursach' seiner Existenz und darin erschöpft sich auch völlig deren Sinn und Zweck. Welcher Geist oder Mensch, welches Tier oder Ding kann sein Dasein gleich stichhaltig begründen und rechtfertigen?

Ich kenne den Gentleman nicht, dessen Feder und Schere dem Kater Felix Erscheinung geben. Aber er muß ein liebenswürdiger Mensch sein, ein Freund der Tiere und Kinder, ein unpathetischer Musikant, dem ein Tropfen Schaum aus der Götter vollem Glase ins Herz gesprungen ist. Ich habe ihn lieb, und er kann unter meinen Töchtern wählen, welche er zur Frau haben will. Überdies schenke ich Felix, dem Kater, mein Vermögen, mit dem ich nichts Rechtes anzufangen weiß. Vielleicht weiß er was daraus zu machen, Reifen fürs Baby etwa oder Schlittschuhe.

DER NÄRRISCHE KNECHT

DEM BAUERN NEBENAN DIENT EIN KNECHT, der aussieht wie ein Russe aus der Literaturei. Nicht nur weil er einen dicken Bart hat, langes strähniges Haar und eine slawische Breitnase, sondern auch weil er ein so schwermütiges, demutvolles Wesen zur Schau trägt und Augen macht wie ein primitiver Heiliger, um Vergebung blinzelnd, daß er vorhanden sei und mit seinem Gewicht auf Mütterchen Erde drücke. Schwer und langsam ist sein Schritt, und die Bewegungen, mit denen sein arbeitender Arm die Luft durchschneidet, sind so, als wäre die Luft zäh und hinge sich klebrig an den Arm, der sie teilt.

Geht aber jemand auf der Straße, die an den Acker grenzt, vorüber, so nimmt der Knecht die Mütze ab (mit einer Gebärde, so feierlich, als träte er in die Kirche), hält sie in beiden Händen wie Opfergabe vor sich hin und verneigt sich tief. In solcher Stellung verharret er, solange der Passant im Gesichtsfeld bleibt, und schaut du dich, schon fern, nach ihm um, so steht er noch immer unbeweglich da, das Opfer der Mütze reichend, Haupt und Rumpf in Demut gebeugt.

Eine Bettelgebärde, wie man glauben könnte, ist das nicht. Es fehlte auch die technische Möglichkeit, dem Mann was zu schenken. Er steht mitten im Feld, zwanzig Meter weit von dem Wanderer, den er grüßt wie der Fromme das Allerheiligste. Sein Gruß scheint gar nicht Gruß, sondern Ver-

richtung einer Andacht. So ehrfürchtig-entrückt stehen die Bauern, von schiefer Sonne beleuchtet, auf den Stimmungsbildern, die »Abendglocken« heißen oder »Angelus«.

Dieser seltsame Knecht hat seit vielen Jahren kein Wort gesprochen. Er ist ein Trottel. Nicht in dem Sinn, wie wir das Wort gebrauchen, wenn wir von lieben Freunden und Bekannten reden, sondern in des Wortes ganzer pathologischer Richtigkeit. Vom Menschen hat er das Aussehen, den Gang, die Tracht . . . und jenen wunderlichen Gruß. Sonst lebt und dient er wie ein Haustier, das auf Zuruf kommt und geht. Er weiß von nichts und will auch von nichts wissen. Unendliche Räume trennen ihn von der Zeit, in der er ist, unendliche Zeit liegt zwischen ihm und allem rings um ihn. Er hat keine Ahnung, daß niemand vor dem Tode glücklich zu preisen ist, daß um den Erdball rundherum fortwährend lauter Weltgeschichte sich tut, daß bei einer rhythmisierenden Regie des Szenenprinzip mit den Forderungen der Dimension nicht vermenget werden darf. Seine Augen, hell wie Wasser, spiegeln gleich diesem die Dinge, und in solcher Spiegelung besteht ihr ganzes Verhältnis zu ihnen. Er wohnt in seiner Trottelei als in einer Wolke, selig, wunschlos, undurchsichtig wie ein Gott. Zum Geräusch der Welt trägt er keinen Klang bei, aber dieses Geräusch wäre doch nicht, wie es ist, wenn er nicht

wäre. Er ist ein prinzipielles Stück Leben, und da er geboren ward, hat er Anspruch auf Tod. Das gibt ihm Sinn und Geltung.

Doch wie kam er zu seinem merkwürdigen Gruß? Die Leute können darüber keine Auskunft geben. Er grüßt so seit dreißig oder mehr Jahren, kein Mensch hat es ihn gelehrt, es fiel ihm in die Seele und schlug dort Wurzel und ist nicht mehr aus ihr herauszubringen. Ich kann mir seine Marotte nicht anders erklären, als daß er, selbst in wolkiger Weite, fern allem, was Sterbliche bedroht, lockt und vernichtet, ein großes, dumpfes Ur-Empfinden des Mitleids mit ihnen hat. All sein Gefühl ist zerflossen in ein großes Gefühl des Erbarmens, und da er nichts zu geben hat, gibt er seine Demut. Er, der Gerettete, grüßt die dem furchtbaren Leben Geweihten.

Ganz dunkel aber bleibt dieses: Warum beugt er sich in solcher Zerknirschung nur vor den Gutgekleideten? Und übersieht die Menschen in gemeiner Arbeitstracht? Vielleicht sind sie ihm, wie das Vieh, das um ihn weidet, wie Baum und Bach, ein Teil der Landschaft, deren Teil er ist, eine Fortsetzung oder Variation seines Ich? Aber er grüßt auch die vorüberziehenden Strolche und Vagabunden nicht, außer sie haben eine Tennishose an.

Nur die Gutgekleideten grüßt er, der Idiot.

Est modus in rebus. Und auch der vollkommenste Trottel ist doch noch immer ein Mensch.

ONKEL PHILIPP

ONKEL PHILIPP IST TOT. ALS ER MERKTE, ES ginge ans Sterben, regte er sich darüber so auf, daß er verschied. Ich glaube, Onkel Philipp ist der einzige, dem Onkel Philipps Tod naheging. Die andern nahmen das Ereignis mit großer Fassung hin, und es ist ja auch wirklich nicht danach, viel Jammers und Klagens zu wecken.

Onkel Philipp war fünfundsechzig Jahre alt und während der letzten zwanzig Jahre seines Hierseins ein leidender, von argen Nöten geplagter Mann. Er brauchte Pflege und Wartung; also war sein Tod, wie man in solchen Fällen sagt, Erlösung. Alle um ihn atmeten auf, als er ausgeatmet hatte, und die Leiche selbst zeigte jenen Frieden im Antlitz, den gutmütige Tote gerne zeigen, um die Hinterbliebenen zu beruhigen. Als wollten sie mitteilen, es sei nicht gar so arg und der Schmerzenszoll an der Grenze nicht gar so hoch gewesen. Eine Art von Telegramm: »Reise erträglich, gut angekommen. Onkel Philipp.«

Onkel Philipp war ein würdiger Mann und nahm bescheidenen Nutzen. Er verkaufte Briefpapier, Tinte, Notizbücher, Schreibfedern und Kalender. War ein Stück Ware defekt, so sagte er dem Kommiss nicht, wie andere Kaufleute dies wohl tun: »Leopold, trachten Sie, das Ding der Kundschaft anzuhängen«, sondern er sagte: »Leopold, legen Sie dieses Stück beiseite, damit Sie es nicht versehentlich einem Kunden geben.« So ein Mann war Onkel

Philipp. Er wies auch zumindest zweimal im Tag, indem er jene Anekdote erzählte, darauf hin, daß er so ein Mann sei. Aber nicht aus Ruhmsucht tat er das, sondern wie ein Mensch, der gern ein bißchen in seinen Schätzen kramt.

Onkels Lebensführung war reell wie seine Geschäftsführung. Er nahm ein Weib und zeugte Kinder, die in die Schule gingen, Masern und Scharlach bekamen, vielen Kummers Ursache wurden, aber diesen Kummer dadurch lohnten, daß sie da waren. Genau betrachtet ist nämlich der Sinn des Kinderzeugens — abgesehen von den flüchtigen Annehmlichkeiten, mit denen es verbunden ist — dieser: Kompensationen zu schaffen für alle Sorge und Plage, die durch Schaffung jener Kompensationen heraufbeschworen werden. Man fügt sich gewissermaßen eine Wunde zu, um aus ihr Balsam für die Wunde zu gewinnen.

Onkel Philipp kannte keine Freuden als die häuslichen. Abends saß die Familie um den runden Tisch, nach dem Essen spielten Vater und Mutter Karten, die Kinder machten ihre Schulaufgaben oder machten sie nicht, die Köchin draußen sang traurige Lieder, und Onkel Philipp stand auf, ging ins Vorzimmer und schloß energisch die Küchentüre. Als Mutter gestorben war, legte Onkel Philipp nur mehr Patienzen. Die Kinder aber wurden groß, die Töchter gingen ins Konservatorium und die Söhne zu

den Prostituierten. So wuchs, blühte und verblühte diese kleine Gemeinschaft wie hunderttausend andere auch, ein paar winzige Tupfen in den Milliarden Farbflecken, die zum Bild der Menschenwelt ineinanderfließen, wie Form und Farben der Buntblümchen zum Bild der Wiese.

»Ein Kaufmann muß solide sein bis in die Nieren«, pflegte Onkel Philipp zu sagen. Und grade dort war er's nicht. Aber konnte er was dafür, der Arme, daß seine Nieren mit einem Male fallit wurden, den Betrieb nur noch kümmerlich, unter ärztlicher Zwangsaufsicht, fortführen konnten? Ich will Gottes Plane und Zwecke nicht verstehen wollen, aber die Spur eines Hauchs einer Antwort hätte ich doch gern auf die Frage, warum Onkel Philipp während seiner letzten zwanzig Lebensjahre so bitter leiden mußte. Er war so unbedeutend, so ganz und gar nicht würdig himmlischen Zornes. Er war ein bescheidenes Herz, ein demütiger Geist, der nie fragte, was ihn nichts anging, stillgehorsam ewigem und zeitlichem Gesetz. Er war ein Molekül, das stieß und gestoßen wurde nach den Regeln des Stoßes; Gnade des Bewußtseins, die dem Molekül zuteil geworden war, mußte es mit zwanzig Jahren grausamsten Schmerzes bezahlen. Vielleicht sollte Philipp geläutert werden? Aber es war an ihm nicht viel zu läutern, denn es war überhaupt nicht viel an ihm. Er, der Kleinsten einer, trug eine Dornen-

krone geflochten nach den Maßen eines Heiligenschädels. Kein Wunder, daß sie ihm kläglich-jammervoll über die Ohren rutschte. Der Schmerz machte ihn verstockt, dumm, böseartig. War Reinigung dieser Qualen Zweck, so waren die Mittel zum Zweck technisch untaugliche, denn das Feuer des Leids fraß die Seele auf, die es hätte weißbrennen sollen, und zum Schluß war gar nichts mehr übrig, das zum Himmel hätte fahren können.

Des siechen Mannes Tod traf also die Familie nicht schwer, aber immerhin erschütterte er sie. Denn Onkel Philipp war doch ein Faden in dem Netz, das sie miteinander und mit dem Leben verspann, und als dieser Faden brach, schwankte das Netz leise, Unbehagen erzeugend durch sein Schwanken. Der Tod war in die Dreizimmerwohnung getreten, und es fröstelte die Bewohner. Aus diesem Grund zogen auch alle ihre wärmsten Sachen an, als sie auf den Friedhof gingen, und tranken ein Schlückchen von dem alten Sliwowitz, den Onkel Philipp schon lange nicht mehr hatte trinken dürfen. Ich blieb zu Hause. Denn meine Beziehungen zum Onkel waren sehr lockere gewesen. Wir hatten einander nicht verstanden. Er nahm ernst, was mir lächerlich schien, und mußte über Witze lachen, die keine waren, und wenn er von den Schriftstellern sprach, die er in seiner Zeitung las, sprach er immer metaphorisch von ihrer »Feder«. Das konnte

ich nun durchaus nicht vertragen. In der letzten Zeit redete er kaum ein Wort mehr, hielt die Augen geschlossen und war abwesend. Jedesmal sagte die Cousine: »Liegt er nicht da wie ein Toter?« Nur als er tot war, sagte sie: »Liegt er nicht da wie ein Schlafender?«

Nachdem sie ihn begraben hatten, setzten wir uns um den runden Tisch, an dem schon zweieinhalb Generationen gesessen waren, und plauderten mit gedämpfter Stimme von Onkel Philipp und seinen Tugenden. Das Bild des Verstorbenen hing über der altdeutschen Kredenz. Es zeigte ihn in der Blüte seiner Jahre, in der Fülle seiner Kraft, als das Papiergeschäft noch groß, die Kinder noch klein und die Nieren noch aktiv waren. Um jene Zeit hatte er einen schwarzen Bart, schwellende, dunkelkarminrote Lippen und eine dickgliedrige Uhrkette von Gold, die, durch das Knopfloch über den Hügel des Bauches gezogen, rechts und links in eine Westentasche mündete. Sein Blick, in die Ferne getaucht, schielte freundlich nach der Trauerversammlung. »Da seid ihr also, meine Lieben«, sagte die Pupille, »oh, non frustra vixi. In euch bin ich, wenn ich auch nicht mehr bin.«

Wenn dir das wirklich ein Trost ist, Onkel Philipp!

DAS ANTLITZ

SO ROLLT DAS LEBEN ZWISCHEN AUFGANG und Untergang, oft wird es Tag, oft wieder Nacht, und manchmal ist es auch am Tage finster oder hell in Nächten, und viele Gesichter drücken ihre Spur in deine Seele, die bald so aussieht wie altes Löschpapier, bedeckt mit tausend Linien und verwischten Zeichen.

Aber plötzlich wirft der ungute Stern, der dir leuchtet, seinen Strahl über ein Antlitz . . . und du mußt hinstarren auf den schimmernden Fleck, gerade auf diese eine von den Milliarden Kombinationen aus Haut, Mund, Auge und Nase. Es ist das Antlitz einer Frau. Du nennst es schön, weil es sich deinem Gefühl so wohlig verbindet wie Luft deinen Lungen, weil es geheimes Verlangen deines innersten Menschen reizt und stillt. Und wie dein Auge die Erscheinung greift und in sich zieht, spürst du Verwandlung, Ahnung einer neuen Wärme, neuen Güte. Neue Lebensmusik überwältigt dich, leicht wiegt die Kette der Notwendigkeiten, scheint Zier, nicht Last.

Und wenn das nicht der Alkohol ist, mein Freund, so ist es die Liebe.

Tausend Gesichter ziehen auf der Straße, die deine Straße ist von Geburt zum Tode, vorüber. Keinem öffnest du. Vor diesem springen alle Türen deiner Seele auf, es tritt ein und nimmt Besitz. Tief ritzt es seine Züge in das wehrlose Herz, jedes Blutkörperchen, das durchrollt, wird so geprägt, nimmt

das Zeichen ab, trägt es überallhin durch die weite, enge Welt, die du bist.

Das Leben hat ein Gesicht bekommen: dieses.

Schmerz und Freude erscheinen nun in dieser Maske, in dieses Auge blickst du, blickst du dem Schicksal ins Auge. Alle Fäden, die dein Hirn spinnt, weben das Antlitz, das dir erschienen ist, unabweisbar tritt es zwischen dich und deine Dinge, deine Menschen, deinen Gott. Es ist Klang deinem Ohr, deine Nase spürt es als duftende Substanz, du möchtest es kauen und schlucken. Und in Luft auflösen, damit du es atmen kannst.

Es ist deiner Seele Gift und Gegengift. Du brauchst es wie die Kerze die Flamme, durch die sie lebt, und an der sie stirbt. Es verursacht dir Schmerz, für den es kein Heilmittel gibt, als ihn selbst.

Wie du aber aus solchem lächerlichen Dilemma herauskommen sollst, ist dir völlig unklar.

Da gibt es nichts, als abwarten. Bis der Strahl des guten Sterns, der dir leuchtet, wieder fortwandert von dem Antlitz und ins Leere fällt, wo aller Sterne Licht sich sammelt. Das wird ein froher Tag sein, an dem das geschieht. Er bringt dir den Frieden und die Erlösung von dem furchtbaren Glück, das dich heimgesucht hat, und nur noch aus Höflichkeit widersprichst du, wenn das Antlitz redet: »Das bilden Sie sich nur ein, eigentlich ist doch gar nichts dran an mir.« Dann hast du ein sehr

schönes, gutes Gefühl, ein Gefühl der grenzenlosen Freiheit und Leichtigkeit, ein Gefühl der Unsterblichkeit fast, denn deine Liebe, die doch eins war mit dir, ist tot, und du bist es nicht, sondern wandelst im Zwielficht, das deinen Augen wohlthut.

Solch freundliches Wunder zu erleben, lohnt schon einige Not und Verzweiflung, liebes Angesicht!

INHALT

1. Das Kind	Seite 7
2. Im Vorüberfahren	„ 13
3. Jugend	„ 21
4. Synkope	„ 29
5. Die Orangenschale	„ 35
6. Zwei alte Herren im Gespräch	„ 41
7. Krankheit	„ 47
8. Muz	„ 55
9. Theresa	„ 61
10. Flocke	„ 67
11. Die Handschuhe	„ 75
12. Theorie des Café Central	„ 83
13. Ereignis	„ 93
14. Mordprozeß	„ 101
15. Die großen Boulevards	„ 109
16. Historische Gegenstände	„ 117
17. Friedhof	„ 125
18. Die Schreibmaschine	„ 133
19. Striche	„ 139
20. Ästhetik	„ 147
21. Tiere	„ 153
22. Der Ochs in Todesangst	„ 161
23. Schnick	„ 167
24. Reise	„ 173
25. Zitronen	„ 185
26. Die Tauben von San Marco	„ 191
27. Die lila Wiese	„ 197
28. Dreißig Grad im Februar	„ 203
29. Der Kapitän	„ 209
30. Dampfbad	„ 215
31. Semmering	„ 221
32. Verkehrte Welt	„ 227
33. Bücher	„ 233

34. Gesang mit Komödie	Seite 239
35. Zirkus	„ 245
36. Grotesker Film	„ 249
37. Die Gebenden	„ 255
38. Das gute Essen	„ 261
39. Frühlingsrauschen	„ 267
40. Felix der Kater	„ 273
41. Der närrische Knecht	„ 279
42. Onkel Philipp	„ 285
43. Das Antlitz	„ 293



Ferner erscheint

ALFRED POLGAR
ORCHESTER VON OBEN

Geheftet RM 5.—

Leinenband RM 8.—

—

Früher erschienen

JA UND NEIN

BAND I

KRITISCHES LESEBUCH

Geheftet RM 5.—, Leinenband RM 8.—

JA UND NEIN

BAND II

STÜCKE UND SPIELER

Geheftet RM 5.—, Leinenband RM 8.—

JA UND NEIN

BAND III

NOCH ALLERLEI THEATER

Geheftet RM 5.—, Leinenband RM 8.—

ERNST ROWOHLT VERLAG

BERLIN W 35

RANDALL LIBRARY - UNCW



3 0490 0935249 5